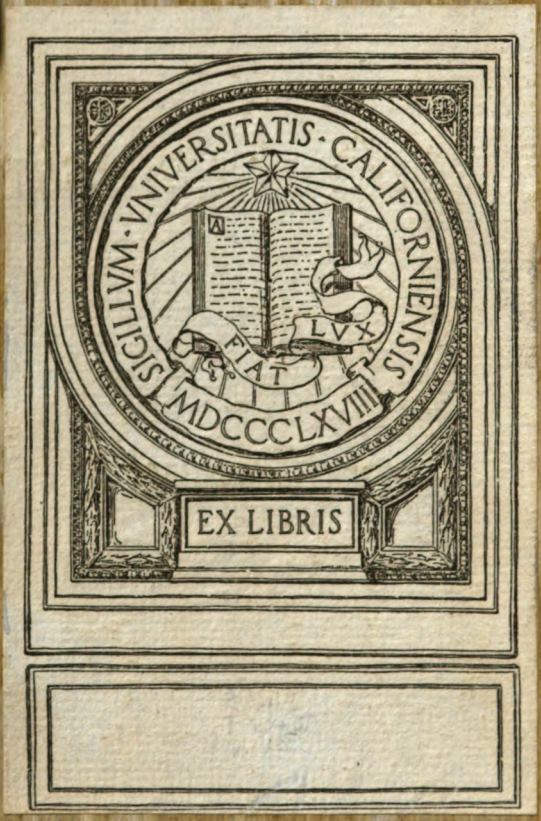
UC-NRLF
$B 472 101

Maria Theresia

von

Carry Brachvogel

V.&K.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

UNIV. OF
CALIFORNIA

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XV

Maria Thereſia

TO .VINU
AIHOTJIAD

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klaſing
1911.

Maria Thereſia

Von

Carry Brachvogel

„So ſteh' ich, kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib!"
(Schiller. Maria Stuart.)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klaſing
1911.

UNIV. OF CALIFORNIA

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

UNIV. OF
CALIFORNIA

280761

UNIV. OF
CALIFORNIA

Kaiserin Maria Theresia.
Pastellgemälde im Besitz S. K. u. K. Hoheit des Erzherzogs Friedrich in Wien.

UNIV. OF CALIFORNIA

1.

Das war ein gar feierlicher Herr, der junge Karl von Habsburg, der am 28. Auguſt 1705 in Barcelona landete, um uralte Erbanſprüche ſeines Hauſes auf den ſpaniſchen Thron gegen franzöſiſche Herrſchgier zu verteidigen. England und Holland hielten die meerbeherrſchenden Fäuſte ſchützend über ihm und ſeinem Beginnen, darum kümmerte es ihn nicht viel, daß Kaſtilien ſich ihm noch weigerte und in Madrid der Enkel des Sonnenkönigs, Philipp von Anjou, ſaß, ſo daß er, der Habsburger, als Karl III. ſich eben vorläufig mit Barcelona begnügen mußte. Er trug ſein ſchwarzes, ſpaniſches Mantelkleid mit ſo viel Grandezza, als wäre er nicht an der Donau, ſondern am Ebro zur Welt gekommen, und niemand ſah ihn je lachen, obgleich er erſt zwanzig Jahre zählte. Darum war er aber nach ſeiner beſonderen Art doch zufrieden und glücklich und neidete ſeinen Bruder Joſeph nicht, der daheim, in Wien, die öſterreichiſchen Erblande beherrſchte und auch noch das Diadem des römiſchen Kaiſers auf dem Scheitel trug. Was Joſeph hielt und beſaß, war eben doch nur eine Hausmacht, Spanien aber war die Weltmacht, war das Reich, in dem die Sonne niemals unterging. Freilich war es nicht mehr das Spanien Karls V., vier Philippe hatten es im Innern verheert, ent-

nervt, seiner besten Intelligenzen beraubt. Nach außen aber war es immer noch von seinem großen Nimbus umstrahlt, war es immer noch der Thron, um den die Morgenröte zweier Welten flammte, die Krone, um die die Legende stolzer Macht, stärksten Glaubens und eines märchenhaften Kolonialbesitzes schwebte. Wahrlich, Karl neidet Joseph seine Erstgeburt nicht. Lebe lange, Joseph, lebe lange und herrsche glücklich und vergiß nicht, jeden Tag zu beten, daß deine Kaiserin dir und dem Land bald einen Erben schenken möge! Denn wenn Joseph jäh und erbenlos ins Grab sänke, dann wäre der spanische Traum zu Ende geträumt, dann kehrte Karl heim nach Wien und herrschte an seines Bruders Statt als der letzte Habsburger. —

Der Letzte seines Geschlechts — eine tiefe Melancholie schattet um das Wort. Selbst wenn es nur eine gleichgültige Familie trifft, weht es aus ihm her, wie Grüftestaub und Vergänglichkeitsschauer; nun erst gar, wenn es sich um eine Dynastie handelt und diese Dynastie Habsburg heißt. Das Erzhaus von der Erde verschwinden — kann ein menschlich Gehirn den Gedanken zu Ende denken?! Kann's einer fassen, daß das wunderbare Glück Österreichs für immer die Augen schließen sollte, dies sprichwörtliche Glück, das Ludwig XIV. zu dem hochmütig-furchtsamen Bekenntnisse zwang: „Wahrhaftig, den armen Leopold fürcht' ich nicht, aber ich fürchte seine Mirakel!" So schwer ist es, sich die Welt ohne das eigene lebendige Ich vorzustellen, wie soll da Karl glauben können, daß je der Tag erscheint, an dem sich zum letzten-, zum

allerletztenmal die Tür der Kapuzinergruft hinter einem Cäsarensarge schließt! Nicht fassen und nicht glauben kann er's, aber in seine starren, braunen Augen tritt eine leise Trauer, sein langes Gesicht wird trübe und vergrübelt, daß er seinem mißtrauischen, unfrohen Ahnherrn, dem fünften Karl gleicht. Die leopoldinische Unterlippe schiebt sich noch weiter vor als sonst, wie wenn stille Sorge den jungen Fürsten belaste, die Hand aber findet eine sehr unspanisch-nervöse Geste, als wollte Karl mit einem Ausbruch des Gefühls oder der Bewegung seinen Empfindungen Luft machen. Die Geste täuscht. Der junge Herr ist alsbald wieder spanisch, beherrscht, verschlossen, wie er es bis an sein Lebensende bleiben wird. Auch in dieser äußersten Selbstbeherrschung gleicht er dem großen Karl; so wenig wie einer ihn je lachen sah, so wenig hörte ihn auch je einer klagen. Allen Kummer, alle Enttäuschungen, alle Demütigungen, die spätere Jahrzehnte ihm aufbewahrten, verschloß er hinter der steinernen Miene, in die einsame Brust, bis sie ihm, lange ehe es Zeit war, das gequälte Herz brachen, das stark genug war, sich zu bezwingen, aber nicht ungestüm genug, um sich mitzuteilen . . .

Noch aber ist es nicht so weit. Joseph und Karl sind noch junge, sehr junge Männer und haben reichlich Zeit vor sich, daß ihnen Söhne geboren werden. Die Trauer schwindet aus den starren, braunen Augen und die leopoldinische Unterlippe ragt nicht mehr weiter vor, als es im Erzhause üblich ist. Wenn der Mensch jung ist, scheint ihm das Leben unermeßlich lang, und Karl hat für seine zwanzig Jahre schon alles mögliche erreicht.

Genau betrachtet hat er selbst zwar nicht soviel für sich getan, wie England und Englands Flotte für ihn taten, aber das Resultat bleibt sich gleich und ist nicht weniger erfreulich. Lord Peterborough hat ihm Barcelona erobert, und ein Jahr später könnte er sogar in Madrid einziehen, das Philipp von Anjou verlassen hat. Er könnte einziehen, tut es aber nicht, sondern bleibt voll Grandezza in Barcelona sitzen. Warum er nicht in die Hauptstadt einzieht? Lord Peterborough, der kecke Sieger von Barcelona, ist etwas verblüfft, da er den Grund erfährt. Die Verblüffung eines englischen Lords kann aber die spanische Majestät nicht aus der Fassung bringen, denn sie weiß genau, was sie sich und ihrem Ansehen schuldig ist. Jawohl, Mylord, es ist so und es bleibt so, auch wenn Ihr halb barbarisches Insulanertum es nicht zu verstehen vermag! Der dritte Karl kann nicht in seine Hauptstadt einziehen, weil — der Galawagen fehlt. Man hat allerdings von großen Siegern und Fürsten gehört, die ganz einfach zu Pferd in ihr erobertes Reich einzogen, aber der junge Herr aus Wien hält streng auf Etikette. Kein Galawagen, kein Einzug! O, er denkt noch mit leisem Schauder an seinen Aufenthalt in London und an die Roheiten, die er dort gesehen, zum Teil sogar mit erleben mußte! Statt ihn ehrfürchtig mit der Kniebeuge zu begrüßen, hatte sich das Volk in den Straßen lachend und jauchzend um seinen Wagen hergedrängt, und er, der's von Wien her gewohnt war, nur Einzelaudienzen zu gewähren, mußte in Windsor den Adel in Masse empfangen, weil das Landesbrauch war, und weil auch die englische Königin es so hielt.

Karl war in England aus der schweigenden und peinlichen Verwunderung über den Mangel an Form gar nicht mehr herausgekommen und hatte sich damals fest vorgenommen, diese Insel nie wieder zu betreten. Die Engländer waren ja zweifelsohne sehr brauchbare Leute zum Dreinschlagen und zum Subsidienzahlen, aber von den Anforderungen großen Zeremoniells hatten sie offenbar keine Ahnung. Karl wird also bis auf weiteres in Barcelona bleiben. Drei, fünf, sieben, zehn, hundert Jahre lang, wenn's sein muß, aber ohne Galawagen wird er es niemals verlassen. Somit Gott befohlen, Lord Peterborough, die spanische Majestät wird einstweilen eine Wallfahrt nach Monserrat machen, zum wundertätigen Bildnis Mariens! Wenn der Galawagen zur Stelle ist, können wir weiter über Madrid sprechen, bis dahin bleibt Losung und Residenz Barcelona . . .

In Barcelona, an dem Karl so beharrlich hing, sollte sich ihm nun freilich auch ein großes Glück erfüllen. Hier traf er zum erstenmal mit seiner Braut, der blutjungen Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel zusammen, die so schön war, daß das Märchen gewiß von ihr sagen würde: „Die Prinzessin war so liebreizend, daß alle Blumen sich vor ihr neigten, wenn sie über die Wiese ging." Mit dem silberigen Blond ihres Haares, der blendenden Helle ihrer Haut, die nur immer wieder ein jähes, mädchenhaftes Erröten rosig färbte, mit ihren feinen Händen, von denen Lady Montague schreibt, daß es auf der ganzen Welt keine vollendeteren geben könne, mit ihrem tadellosen Wuchs und einer überaus reizvollen Verwirrung, die für eine künftige Königin fast rührend erschien, muß sie auf die ganze

Umgebung Karls, die den brünetten und selbstbewußten Typ spanischer Frauen gewöhnt war, einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben. Sogar der Bräutigam vergaß bei ihrem Anblick für einen Augenblick seine Feierlichkeit, ließ sich's anmerken, daß er betroffen war und sagte: „Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß sie so schön sei."

Schön ist sie — aber was ist sie sonst noch? Müßig scheint die Frage, da so großer, körperlicher Reiz wohl genügt, um das Wesen einer Frau, insbesondere einer künftigen Königin auszufüllen und mit seinem Widerschein das Schloß zu erhellen. Doch so bezaubernd und kindlich die Siebzehnjährige auch scheint, so können die Hofleute in ihrer Gegenwart doch einen gewissen Argwohn, eine gewisse Bängnis nicht los werden. Sie spüren, daß hinter dieser weißen Kinderstirn, hinter dieser mädchenhaften Verschämtheit sich etwas birgt, was ihrem eigenen, süddeutsch-spanischen Wesen fremd und darum unheimlich ist: norddeutsche Klarheit, Überlegenheit und Zähigkeit. Sie spüren das Fremde, verstehen es aber nicht und nennen es nach ihrer Art: den wittenbergischen Geist. Die junge Elisabeth war ja erst vor kurzem, um der Heirat willen, zum Katholizismus übergetreten, und die spanische Umgebung Karls fragte sich, ob das blonde Fräulein auch mit dem Herzen, nicht nur mit den Lippen der alleinseligmachenden Kirche ergeben sei. „Im Publikum war sie nicht beliebt, man hatte sie in Verdacht, daß sie der katholischen Religion nicht genug anhänge und noch ketzerische Grundsätze behalten habe. Man behauptete sogar, sie lese insgeheim protestantische Religionsbücher."

Während man sie bewunderte und beargwöhnte, stand die junge Braunschweigerin errötend und erblassend und betrachtete unter gesenkten Lidern den Mann, den ihr nächst dem Himmel die Diplomaten zum Gatten bestimmt hatten. Sicher entsprach er nicht dem deutschen Mädchentraum, den sie daheim im Duft der Sommerrosen oder im schwermütigen Zauber der blühenden Heide von einem künftigen Gemahl geträumt hatte. Dieser mittelgroße, schmale, junge Mensch, mit den starren, melancholischen Augen, der leopoldinischen Lippe und der umständlichen Feierlichkeit seines ganzen Gebarens war sicher nicht geeignet, um eine Siebzehnjährige hinzureißen; zudem kam er noch mit der Sprache schwer fort, wenn er auch nicht so arg stotterte wie sein Vater, der Kaiser Leopold I. Nein, Karl glich sicher nicht dem Märchenprinzen, den sich die junge Elisabeth, gleich jedem andern deutschen Mädchen, ersehnt hatte, aber man hatte sie ja nicht nach Spanien geschickt, um die Erfüllung ihrer Träume zu finden, sondern um Königin zu werden und der absterbenden Dynastie Habsburg frisches Blut, gesunde Söhne zu geben. Die Braunschweigerin ist bei all ihrer Jugend ungewöhnlich klug und weltgewandt. Während sie immer noch errötet und erblaßt, als brächte sie schon die Nähe des begehrenden Mannes um alle Fassung, verabschiedet sie im Innern alle romantischen Vorstellungen und beschließt, mit dem ernsthaften, gravitätischen Jüngling so gut auszukommen, wie es nur irgend geht. Schließlich hat er ja auch seine guten Seiten. Er ist verliebt in sie, er wird, dank seiner ungeheuren Selbstbeherrschung, nie heftig gegen sie sein, er liebt die

Jagd leidenschaftlich, was der Prinzeß wohlgefällt, und schließlich guckt durch all seine Grandezza und seine verzwickten Förmlichkeiten doch ein liebenswürdiges und allgemein verständliches Stück Österreichertum durch: er kann wunderschön Geige spielen und versucht sich sogar als Opernkomponist. Die hübsche Elisabeth lächelt und denkt, daß man mit ihm leben kann, wenn es vielleicht auch nicht immer unterhaltend ist, einen Mann zu haben, der nicht lachen mag. Karl aber ist von der schönen und gescheiten Braut berauscht, als ob er ein kleiner Student wäre. Und da er sie in den ersten Ehemorgen hinausführt, jubiliert sein Herz so unköniglich-glücklich, daß hinter den schweren Prunkfalten seiner Grandezza und den Schnörkeln seiner Feierlichkeit abermals der Österreicher zum Vorschein kommt. Er findet für die schneeige, silberschimmernde Schönheit der jungen Frau ein entzückendes Wort, das klingt, als wär' es von einem Wiener Poeten ersonnen. Küßt die lichte, blonde Königin und nennt sie zärtlich: „Die weiße Liesel."

* * *

Die Ehe des jungen Habsburgers und der jungen Braunschweigerin ging so gut, wie jede Ehe geht, in der die Frau nicht nur Verstand, sondern auch großen Takt besitzt. Nie spürte Karl, daß Elisabeths Herz ihm nicht restlos gehörte, immer begegnete sie ihm mit soviel Aufmerksamkeit und Gefälligkeit, als wäre er der Mann ihrer Wahl gewesen. Graf Podewils, der preußische Gesandte in Wien, schreibt später einmal über sie: „Der Ehrgeiz war ihre Hauptleidenschaft. Sie hatte viel Geist und sogar

große Festigkeit. Sie nahm an den Geschäften teil und hat, ohne den Schein sich darein zu mischen, sie oft nach ihrem Gefallen gelenkt." Nur eins war an dieser Ehe absonderlich: sie sah nach außen nicht so glücklich aus, wie sie in der Tat war. Der junge König hielt nämlich auch in diesem Punkt auf strengste Etikette, und wenngleich er sonst aus guten Gründen Frankreich haßte und jede französische Sitte oder Mode als unfeine Neuheit ablehnte, so machte er doch dem französisch imprägnierten Zeitgeist um des Ansehens willen zwei Konzessionen: er trug eine Allongeperücke und besaß eine offizielle Maitresse. Die Allongeperücke hatte allerdings schon sein Vater eingeführt und sogar großen Luxus damit getrieben. Die Maitresse dagegen, die junge Herzogin Marianna von Pignatelli-Belriguardo, hatte er kurz nach seiner Ankunft in Spanien kennen gelernt und liebte sie, nicht nur weil es seinem Herzen, sondern auch, weil es der spanischen Hofklique gefiel, die hoffte durch eine Landsmännin den König völlig zu entdeutschen und zu verwelschen. Kurz nach seiner eigenen Hochzeit vermählte er die Herzogin, „eine der reizendsten Damen ihrer Zeit, strahlend von Schönheit, Anmut, Heiterkeit und Geist, zugleich eine warme Freundin der Künste und Wissenschaften", mit seinem Spezialfreunde, dem Grafen Michael Johann Althann, und bot so den Anblick einer vornehmen Ehe, wie seine Zeit eben eine vornehme Ehe verstand. Übrigens nahm keiner der Beteiligten diese Dinge ernster, als sie es waren. Karl und Marianna sahen sich mit wohltemperierter Sehnsucht täglich zu ganz genau bestimmten Stunden, Althann zog aus der Stellung seiner Frau die größten

finanziellen Vorteile, die Kamarilla freute sich, daß die Spanierin vielleicht doch den Einfluß der ketzerischen Deutschen ein wenig abschwächte, und die kluge Elisabeth sah still und gütig über ein Verhältnis weg, das sie nicht beseitigen konnte, und das sie weder in ihren Rechten noch in ihrem Herzen beleidigte. Die spanische Althann (wie sie später in Wien hieß) scheint nun auch in der Tat keine gewöhnliche Frau gewesen zu sein. Durch sie kamen, als mit dem Hof auch die Althanns nach Wien übersiedelten, Apostolo Zeno und Pietro Metastasio in die österreichische Hauptstadt. Metastasio war bis zum Wahnsinn verliebt in die Gräfin, und es heißt, daß sie sich ihm nach dem Tode ihres Mannes auch heimlich vermählt habe. Unter dem Einfluß der Althann sprach Karl wohl später auch das schöne Wort, das ihm von selber sicher nicht eingefallen wäre, und das auch der ehrgeizigen, mehr den realen Dingen zugewandten Elisabeth nicht ähnlich sieht: „Ein rechter Herr kann ohne die Wissenschaften gar nicht bestehen, darum habe ich mir die Hofbibliothek dicht in eins mit der Hofburg gebaut.“ Das Idyll mit der Althann setzte sich durch Jahrzehnte, ja sogar noch über den Tod Karls fort, denn seine Tochter, Maria Theresia, behandelte die alte Gräfin stets mit Auszeichnung, als wäre sie eine verehrungswürdige Verwandte.

Während die blonde Braunschweigerin und die spanische Althann Karl beglückten, scheint auch die bewußte Galakutsche, nach der einst seine ganze Sehnsucht ging, fertig geworden zu sein, denn nach dem großen Sieg, den Starhemberg im Jahre 1710 bei Saragossa errang, zog Karl endlich mit Elisabeth,

Starhemberg und den Engländern in die alte Königsstadt ein. Das geschah im September, aber noch ehe das Jahr zu Ende ging, war der vertriebene Anjou abermals zur Stelle, und Karl, der, Gott weiß aus welchem Grunde, in Madrid sitzen geblieben war, wie vorher in Barcelona, statt Starhembergs Sieg bis zuletzt auszubeuten, wurde nun von seinem Gegenkönig hart bedrängt und schließlich wieder nach Barcelona zurückgeworfen.

Das schwere Gemüt des jungen Habsburgers litt unter diesen wechselnden Glücksfällen, an denen er freilich nicht ganz schuldlos war, tiefer, als er's merken ließ. Fünf Jahre waren nun vergangen, seit sein Fuß zum erstenmal spanischen Boden betreten, diesen spanischen Boden, der ihm viel teurer war, als die Heimat, die ihn geboren hatte. Was hatten ihm die fünf Jahre gebracht? Liebesglück — nichts weiter. Das hätte vielleicht einem französischen König genügt, der in den blütenreichen Gärten von Cythere gern vergaß, daß draußen ein Reich lag, in dem tausend Pflichten und schöne Sorgen den Herrscher erwarteten, aber es reichte nicht hin für den ernsthaften Habsburger, der ganz bestimmte, mystische Vorstellungen von seinem Amt und seiner Person im Sinne trug, und vor dem in Stunden des Trübsinns ein Gespenst aus alten Tagen immer wieder auftauchen wollte. Was hatte er nicht alles erhofft, seit er von England nach seinem neuen Reich gesegelt war, und wie wenige dieser Hoffnungen hatten sich erfüllt! Von der Weltmacht, der er entgegengefahren, war ihm nur ein kleines Zipfelchen Land geblieben, und das junge, braunschweigische Blut, an das man so fest geglaubt,

hatte bis zur Stunde den absterbenden Stamm der Habsburger nicht mit neuen Kräften, mit neuen Söhnen verjüngt. Immer schwerer lastete die alte Angst auf dem König, immer öfter hörte er den dumpfen Fall, mit dem sich die Tür der Kapuzinergruft zum letzten-, zum allerletzten Male hinter einem Cäsarensarge schloß . . .

Sie begannen an der weißen Liesel herumzudoktern, gaben ihr soviel Wein und Alkohol zu trinken, daß ihre helle Haut sich kupfrig färbte, versuchten auch sonst die absonderlichsten und drolligsten Mittel, aber nichts half, kein Kind streckte dem ernsten Karl die Händchen entgegen, nach der Krone hin, die auf des Königs Haupt saß. Und auch daheim in Wien sah's nicht viel besser aus. Dem Kaiser Joseph war der einzige Sohn nach kurzer Lebensdauer gestorben, nun wuchsen ihm in der Burg nur zwei Töchter heran, die vielleicht, wenn sie nicht doch noch einen Bruder erhielten, späterhin zu den größten Erbstreitigkeiten Anlaß geben konnten. Über die starren, braunen Augen senkt sich wieder Trauer, und die leopoldinische Unterlippe schiebt sich weiter vor. So jung Karl auch ist, so umdüstert erscheint ihm in solchen Augenblicken die Welt. Die leuchtenden Mirakel des Erzhauses sind wohl für immer erloschen, das Wort, aus dem es herweht wie Grüftestaub und Vergänglichkeitsschauer, scheint für Habsburg schreckliches Gesetz werden zu wollen.

Der schwerste Schlag stand aber noch aus. Am 17. April 1711 starb Joseph I. ganz plötzlich, im Alter von kaum 32 Jahren, als ein Opfer der Krankheit, die den Habsburgern so verderblich

werden ſollte, an den Blattern. Nun war der ſpaniſche Traum zu Ende geträumt, wenngleich Karl feſt entſchloſſen war, den Erbfolgekrieg energiſch fortzuſetzen. War feſt entſchloſſen, glaubte wohl auch an Sieg, wußte aber doch im Tiefinnern, daß die Seemächte, die bis jetzt die Hände ſchützend über ſeinem Recht gehalten, nicht dulden konnten und wollten, daß Spanien und Öſterreich in der Hand eines einzigen Mannes, verſchmolzen durch eine Perſonalunion, ſtehen ſollten. Jedenfalls ſchlug jetzt die Stunde des Abſchiedes von Frau und Reich, denn die weiße Lieſel blieb zunächſt als Regentin des Landzipfelchens zurück, das Karl wenigſtens immer noch die Illuſion ſpaniſchen Beſitzes gab. Er ſelbſt ſchiffte ſich mit ſchwerem Herzen über Genua ein, erhielt in Innsbruck die Nachricht, daß er zum römiſchen Kaiſer gewählt ſei, ließ ſich am 22. Dezember 1711 in Frankfurt krönen und zog am 26. Januar 1712 feierlich in Wien ein.

Durch die weiten Trakte und pomphaften Säle der Burg ſchritt nun gravitätiſch im ſpaniſchen Mantelkleid und roten Schuhen ein junger Mann mit ſtarren, braunen Augen und ſanft vorragender Unterlippe — der letzte Habsburger.

2.

Ein Jahrzehnt war vergangen, seit Herr Karl die weiße Liesel zum Altar geführt hatte. Zwei Jahre lang war das Ehepaar getrennt geblieben, er in Österreich, sie in Spanien herrschend, und Glück und Mißgeschick war ihnen, wie in jedem rechten Menschenleben, wechselnd beschieden gewesen, gleichviel, ob sie vereinigt oder auseinander waren. Der Kaiserkrone war schon das Jahr darauf die ungarische Königskrone gefolgt, im Frieden von Rastatt wurden Karl die spanischen Besitzungen in Italien, Neapel, Mailand, Sizilien, sowie auch die Niederlande zugesprochen, doch Spanien, das wirkliche, ersehnte Spanien mit dem Thronsitz in Madrid, verblieb den Bourbonen! Die weiße Liesel hatte immer noch kein Kind geboren, und die Vision von dem allerletzten Cäsarensarge hatte Karl so oft heimgesucht, daß sie ein gut Teil ihres Grauens für ihn verlor. Er zwang sich, sie sonder Gespensterangst gelassen zu betrachten, und da er vor einer ungewöhnlichen Tatsache stand, keimte in seinem Hirn, das schwer war im Fassen wie im Lassen, ein Gedanke, den vor ihm noch nie ein habsburgischer Kopf gedacht. Ein kluger, junger und so neuzeitlicher Gedanke war es, daß man ihm gleich anmerkte, wie wohltätig die Auslandsreisen, der Verkehr mit den meer-

beherrſchenden Nationen auf Karls ſpaniſch-verzwickte Geſinnung gewirkt hatten. Er ſelbſt wußte freilich wohl kaum, wie modern ſein Gedanke war, und wäre ſicher entſetzt geweſen, hätte ihm einer geſagt, daß der Einfluß Englands — des formloſen Englands! — deutlich darin zu ſpüren ſei. Und doch hatte Karl erſt von England und Holland gelernt, was es um ein feſtes, unveräußerliches Staatsgefüge iſt, und was um eine Hausmacht, die immer wieder einem neuen, ſiegreichen Herrn zufallen kann. Und weil ein junger, kluger Gedanke nie allein auf der Welt ſein mag, ſondern ſich immer gleich einen zweiten zur Ehe erſchafft, dachte Kaiſer Karl noch einen anderen, der nicht minder keck und modern ausſah, als ſein erſter, und war entſchloſſen, für dieſes Paar zu arbeiten und zu wirken bis zu ſeinem Tode.

Der erſte dieſer Gedanken war, daß die öſterreichiſche Monarchie künftighin ein unteilbares Ganzes darſtellen müßte, der zweite, daß auch Töchter aus der Ehe Karls VI. (ſo hieß er als römiſcher Kaiſer) zur Thronfolge berechtigt ſein ſollten, falls ihm der Sohn verſagt blieb. Schon in Spanien, wenn ihn die Viſionen vom erlöſchenden Erzhaus quälten, waren ihm ſolche Entſchlüſſe dunkel vorgeſchwebt, nun ließ er ſie in ſeiner Kanzlei fein ſäuberlich ſteifleinen zu Papier bringen und in ſo vertrackte Juriſtenfloskeln einwickeln, daß die Schulkinder fernſter Zeiten noch über ſie ſtolpern werden. Als aber die Kanzleiräte Ströme von Tinte, Scharfſinn und Unverſtändlichkeiten über die zwei Gedanken hingeſchüttet hatten, ſchien's, als ſollte all ihre Arbeit unnötig geweſen ſein — — Ein Glückstag ſtieg über der Burg herauf, an den kein Menſch

mehr recht geglaubt hatte: die weiße Liesel brachte im Jahre 1716 einen Prinzen zur Welt. Da man dem Kaiser Karl das Neugeborene in die Arme legte, ist's ihm wohl zumute gewesen, als hielte er die ganze Welt, und das Geschrei des jüngsten Habsburgers mag ihm geklungen haben wie ein Halleluja, das Engelschöre dem Erzhaus von Ewigkeit zu Ewigkeit sangen. Leopold wurde der Kleine getauft, und das war ein gutes Vorzeichen, denn Leopold I., der Vater Karls, hatte nicht weniger als sechzehn Sprößlinge gehabt. Wenn der Enkel dem Großvater in dieser Beziehung nachschlug, war es um die Zukunft der Dynastie gut bestellt. Doch weh, Vorzeichen und Glück trogen! Nach wenig Monaten schon starb der kleine Erzherzog, und das Gespenst, das sie seit einem halben Jahr verlachten, schlich wieder durch die weiten Trakte und pomphaften Säle der Burg zum Kaiser Karl hin.

Kurze Zeit nachher, am 13. Mai 1717, gebar die weiße Liesel eine Tochter, ein festes, frisches Kind, das sich tapfer ins Leben hineinschrie, und dem die Welt offenbar gleich viel zu gut gefiel, als daß es sie so schnell wieder verlassen wollte, wie der arme, kleine Leopold. Es war eine rechte Glückszeit für Österreich, denn während sie in der Burg Geburt und Taufe der kleinen Prinzeß Maria Theresia feierten, erfocht Prinz Eugen, „der edle Ritter", seine großen Siege gegen die Türken, die das Temesvarer Banat, das nördliche Serbien mit Belgrad, einen Teil von Bosnien und der Walachei an Österreich brachten. Taufglocken und Siegesgeläute stimmten gar feierlich zusammen, und Kaiser Karl dachte vielleicht, daß die leuchtenden Mirakel

des Erzhauſes doch noch nicht erloſchen ſeien, ſondern funkelnd wie ſonſt über ſeinem geweihten Haupte ſtanden. Schnell nacheinander kamen noch zwei Prinzeſſinnen, Marie Anna und Marie Amalia, von denen die letztere freilich auch wieder als Kind ſtarb. Einen Sohn aber ſollte Karl nie mehr im Arme halten, ſo ſehr die Ärzte auch die weiße Lieſel drangſalierten und obgleich Karl allerlei abergläubiſchen Gebräuchen anhing, von denen er einen Erben erhoffte. Im Volk war man über den Töchterſegen des Herrſcherpaares nicht gerade entzückt, Karl aber fand ſich ſchließlich damit ab, wie er ſich in ſeinem Leben mit ſo vielem abfand. In die Wiege der älteſten ſeiner Erzherzoginnen, der kleinen Maria Thereſia, legte er als unveräußerliches Angebinde die zwei ſchrecklichen Juriſtenfloskeln, in die er das friſche, neuzeitliche Gedankenpaar verſchalt hatte, das dieſe Erzherzogin zur einſtigen Herrin über das Erbe ihres Vaters erhob. Das unveräußerliche Angebinde hieß: „Die pragmatiſche Sanktion.“

3.

Die kleinen Erzherzoginnen wuchsen in eine Welt hinein, die reich war an Absonderlichkeiten und Gegensätzen. Absonderlich war ja schon vor allem, daß in der ganzen kaiserlichen Familie nur ein einziger Mann, der Kaiser, vorhanden war, neben drei Kaiserinnen (außer der regierenden lebten noch die Schwägerin und die Mutter Karls) und etlichen Erzherzoginnen. Nach Neigung und Lebenshaltung waren diese durch Blut oder Heirat miteinander verwandten Menschen wiederum so verschieden, als ob sie nicht auf demselben Stern geboren wären, so daß man sich eigentlich wundern konnte, wie sie doch leidlich gut miteinander auskamen.

Der Kaiser fand sich nun freilich trotz seiner versteinerten Grandezza in einem sehr menschlichen Punkt sowohl mit seiner Frau wie mit Josephs Witwe: sie schwärmten alle drei für Jagd und Scheibenschießen. Unaufhörlich gab's Dachs- oder Fuchshetzen, birschte man auf Hirsche und Rehe, zog mit der Saufeder aus oder ging auf den Vogelfang. Die Damen liebten vor allem das Scheibenschießen, veranstalteten große Feste, bei denen nach Scheiben mit köstlich affektierten mythologischen Emblemen gezielt wurde, und bei denen natürlich die wertvollsten Preise immer wieder an die Erz-

herzoginnen fielen. Auch die jungen Töchter des verstorbenen Joseph wurden von klein auf zur Schützenlust erzogen, und die weiße Liesel war betrübt wie ein alter Förster, als ihre älteste Tochter, das Thereserl, zu Anfang gar kein rechtes Geschick fürs Zielen und Treffen zeigte.

Glich so das Leben der beiden jungen Kaiserinnen einem ewigen Schützenfest, so betrachtete die Kaiserin Mutter, Eleonore von Neuburg, ihr Dasein als einen einzigen Bußtag, den sie mit Litaneien und düstern Andachtsübungen ausfüllte. Schon als junges Ding hatte sie die Leidenschaft für Märtyrertum und Klostereinsamkeit gehegt: als der Habsburger um sie freite, flehte sie den Himmel an, er möchte sie braun und häßlich werden lassen, damit sie nicht dem Manne als Gemahl folgen müsse. Da der Himmel sie nicht erhörte und sie Leopolds Weib geworden war, erfüllte sie die Burg in Wien mit einer Bigotterie, die selbst hier, wo man an Betbrüder und Betschwestern gewöhnt war, auffiel. Sie war dem Kaiser eine ausgezeichnete Frau, gebar ihm zehn Kinder und fügte sich in alles, was er wollte, aber wenn sie zu ihrem Leidwesen mit dem opernfreudigen Mann ins Theater gehen mußte, dann sah sie nie auf die Bühne, sondern las immer in ihrem Textbuch, das allerdings wie ein Textbuch aussah, in Wirklichkeit aber Psalmen enthielt. Sie konnte sich nicht genug quälen mit Fasten und Geißelungen, „ohne jemals etwas getan zu haben, was sie dazu nötigte. Sie trägt fortwährend Trauer und wahrhaftig, nichts kann hier trauriger sein, als Trauer. Nicht das geringste, kleine Stückchen von Weißwäsche sieht man, alles nur schwarzer

Krepp; Hals, Ohren, Backen sind mit einem gefältelten Stück von demselben Stoff bedeckt und das Gesicht, das in der Mitte herausſieht, sieht aus, als wenn's am Pranger stehen müßte".

Die Bigotterie der neuburgischen Eleonore fand äußerlich sowohl bei Hof wie im Volk einen starken Widerhall. Unaufhörlich lief man in die Kirche, zu Andachten, Exequien, Heiligenfesten, Umzügen und Prozessionen, an denen auch die auswärtigen Gesandten teilnehmen mußten. In drolliger Verzweiflung schreibt einmal der französische Gesandte, der Herzog von Richelieu, an den Kardinal Polignac: „Ich habe hier während der Fastenzeit ein Leben so voll Andacht und Gebet geführt, daß ich bei Tag kaum eine Viertelstunde für mich übrig behielt. Ich gestehe, daß nichts auf der Welt mich hätte bewegen können, diesen Gesandtschaftsposten anzunehmen, wenn ich vorher gewußt hätte, wie die Existenz eines Gesandten in Wien aussieht, wenn ich geahnt, daß der Kaiser unter dem Vorwand der ‚Einladung zur Besichtigung der Kirche' die Gesandten hinter sich herlaufen läßt, als wären sie seine Kammerdiener. Man muß schon ein Kapuziner sein und eine robuste Gesundheit haben, um dieses Leben hier während der Fastenzeit auszuhalten. Ich habe ausgerechnet, daß ich von Palmsonntag bis Mittwoch nach Ostern rund hundert Stunden mit dem Kaiser in der Kirche verbracht habe. Mir scheint, daß die Frömmigkeit etwas weniger Zwang und etwas mehr Freiheit verlangt; das ewige Muß, dem man in dieser Hinsicht hier unterworfen ist und das es an keinem andern Hof der Welt in solcher Härte gibt, ist für mich auf die Länge unerträglich,

und ich halte es für richtig, Eure Eminenz von meinem Unmut in Kenntnis zu setzen."

Der Kardinal antwortete auf den Verzweiflungsschrei des Gesandten mit ein paar hübschen, scherzhaften Worten, aus denen aber deutlich hervorgeht, daß man auch in Rom die Wiener Art übertrieben fand, die gelegentlich in wildem Eifer sogar vor Gewaltszenen nicht zurückschreckte. So wäre die Frau des preußischen Gesandten beinahe auf der Straße gelyncht worden, weil sie, als der Priester mit der Monstranz kam, zwar respektvoll ihren Wagen halten ließ, aber nicht ausstieg und sich nicht auf die Knie niederwarf.

Das Kirchenlaufen hinderte freilich die Herren nicht, sich nach der Kirche mit Teufelsbeschwörungen und alchimistischem Unfug abzugeben, und die frommen Damen, die sich um die Beichtstühle drängten, waren genau so liederlich wie die Pariserinnen, die sich und andern wenigstens die Komödie der Bußfertigkeit ersparten. Lady Montague erzählt, daß jede Frau von Stand in Wien zwei Männer habe: „einen, von dem sie den Namen führt und den andern, der die Pflichten des Ehemanns ausübt. Und diese Verbindungen sind so allgemein bekannt, daß es eine bitterböse Beleidigung, für die man Genugtuung verlangt, sein würde, wenn man eine Dame zum Diner einladen wollte, ohne zu gleicher Zeit ihre beiden Zugehörungen, den Liebhaber und den Mann, einzuladen, zwischen welchen sie mit großer Ehrbarkeit mitteninne paradiert."

Größer aber noch als die Liederlichkeit des Lebenswandels war die Liederlichkeit der Geschäfts-

führung, die in allen Ressorts, hauptsächlich aber im engeren Bezirk der Burg zutage trat! „Halb Wien lebte, und zwar eingestandenermaßen von kaiserlicher Hofküche und Hofkeller. In der Hofwirtschaft ward im gröbsten Stile betrogen. Nur für Petersilie in der Hofküche wurden jährlich 4000 Gulden in Ansatz gebracht. Der Schlaftrunk der Kaiserin betrug nach der Rechnung täglich zwölf Kannen Ungarwein und für jede ihrer Hofdamen sechs. Zum Einweichen des Brotes für die Papageien der Kaiserin Elisabeth wurden jährlich zwei Faß Tokayerwein, für das Papageienbad jährlich fünfzehn Eimer österreichischer Wein in Rechnung gestellt."

In den Wiener Kanzleien war's nicht besser, wie in der Hofküche. „Das Verschleifen, das Temporisieren, das Ausweichen verstand man nirgends besser als in Wien: man zögerte so lange zu den endlichen Resolutionen, als es noch möglich war das Maß der Sporteln in die Höhe zu treiben und resolvierte auch dann nur günstig, wenn recht erkleckliche Bestechungen eingegangen waren. Die höchsten und einflußreichsten Verwendungen halfen ohne diese Bestechungen nichts . . ."

Bei der Armee herrschten nicht weniger unglaubliche Zustände. Der gemeine Soldat bezog eine Bettellöhnung, der Oberst steckte den Profit ein, arrangierte, wenn's ihm einfiel, Lebensmittelmangel und Hungersnot und verzeichnete auf dem Papier Hunderte und Tausende, die in Wahrheit bettelnd, stehlend und mordend im Lande herumliefen. „Kein Magazin ist nirgend, Pulver, Blei, Lumpen, Flintenstein, Gewehr und was ferneres von nöten in

Feld und Festung zu gebrauchen, geht alles fast gänzlich ab, kein Fuhrwesen ist hiesigen Ortes vorhanden, das Volk ist arm, übel oder fast gar nicht gekleidet und noch übler bewehrt, indem sie ihre Musketen fast nicht mehr gebrauchen können usw. usw., und fangen zum Überdruß an, von allen Regimentern durchzugehen, sobald sie können usw. Von Anfang der Kampagne bis auf diese Stunde bin ich ohne Geld, Proviant und ohne Kredit gelassen worden." So schrieb der Markgraf Ludwig von Baden an den verstorbenen Kaiser Joseph, und die Zustände unter Karl waren nicht viel anders, wenngleich der Kaiser sich mühte, das Söldnerheer durch ein stehendes zu ersetzen, und die ersten Kasernen in Wien einrichtete.

Karl und alle hohen Hofstellen wußten von den Unterschleifen, aber niemand sprach davon, denn jeder und insbesondere der Kaiser hätte es unter seiner Würde geachtet, sich um finanzielle Dinge zu bekümmern. Weil die Hofschmarotzer dem Kaiser eingeredet hatten, daß es unkaiserlich wäre, über Geld auch nur ein Wort zu verlieren, so florierte in Wien nicht nur ein Straßen-, sondern vor allem ein Hofbettel, dessen Schamlosigkeit geradezu erschreckend war. Jeder Habsburger gab jährlich, und zwar persönlich, Unsummen an Menschen fort, die ihn gar nichts angingen, die's aber bequem fanden, aus seiner Tasche zu leben. Es war eine der liebenswürdigen Schwächen der Dynastie, daß sie nicht merkte oder nicht merken wollte, wie man sie ausbeutete, daß sie darauf bestand, überall mit eigenen Händen Almosen zu verschwenden, nur um die Armut (oder was ihnen Armut schien) von

Angesicht zu Angesicht zu sehen und aus ihrem Anblick zu lernen, wie bitter die Not ist. Selbstverständlich war bei solcher Wirtschaft sowohl der Staatssäckel wie die kaiserliche Tasche nur schlecht oder gar nicht gefüllt; die freigebigen Habsburger, die in jede Hand, die sich ihnen entgegenstreckte, Dukaten legten, lebten meist von den Vorschüssen reicher Kaufleute und waren nicht selten ärmer als die Hofschranzen, die überall ihren Vorteil zu wahren wußten.

Sah man den Hofstellen, den Beamten, den Regimentsobersten aber auch gnädig durch die Finger, so gab es dafür eine kleine Korona von Männern, auf die man unausgesetzt ein strenges Augenmerk hielt: die Feldherren. Die Geschichte mit dem Wallenstein lag den Habsburgern und ihren Hofkriegsräten immer noch in allen Gliedern; in jedem Sieger einen künftigen Wallenstein zu wittern, zu erkennen und alsbald zu vernichten, war die heiligste Aufgabe des Hofkriegsrates. Am liebsten hätten sie's gesehen, wenn jeder Feldherr vor dem Treffen erst per Kurier in Wien angefragt hätte, ob's auch genehm sei, daß er jetzt losschlage. So kam kurz vor dem Sieg bei Zentha eine Depesche an den Prinzen Eugen, die er wohlweislich erst vier Stunden nach der Schlacht erbrach; sie enthielt den Befehl, „jedem Treffen sorglichst auszuweichen". Gelang es nicht, die Feldherren zu kalmieren, zu erniedrigen oder zu verleumden, so versuchte man, sie gegeneinander zu verhetzen, so daß sie gelegentlich nicht mehr miteinander, sondern gegeneinander Krieg führten und der eine sich freute, wenn der andere eine Schlacht verlor, gleichviel welchen

Schaden Land und Reich von solchem Verlust erlitten.

Wichtiger und des Kaisers würdiger als alles andere war und blieb eins: die Etikette. Innerhalb der Burg und wo er sonst sichtbar wurde, bewegte sich der Hof inmitten eines Zeremoniells, das so steif spanisch war, daß Karl sich immer noch in Barcelona wähnen konnte. Die Hoftracht war spanisch, die vorherrschende Farbe schwarz, in der Burg durfte niemand außer dem Kaiser eine Perücke oder einen Haarbeutel tragen. In französischen Kleidern, namentlich in weißseidenen Strümpfen durfte niemand wagen, vor der Majestät zu erscheinen, sonst schrie der Kaiser gleich laut: „Da ist so ein verfluchter Franzmann!" Dem Kaiser, der Kaiserin und der ganzen kaiserlichen Familie gebührte zur Auszeichnung die spanische Reverenz, eine tiefe Verbeugung nebst der Kniebeugung, denn man ließ sich auf ein Knie dabei nieder. Selbst der Name des allerhöchsten Reichsoberhauptes sollte bei öffentlichen Solennitäten und Reden nicht ohne die spanische Reverenz ausgesprochen werden. Auch die Kurfürsten beugten vor dem Kaiser das Knie; wenn sie in Wien waren und seinen Besuch empfingen, standen sie unbedeckten Hauptes an seinem Wagen, wie Lakaien. Bei einer Entrevue mit dem neuen König in Preußen, Friedrich Wilhelm, die zu Kladrup in Böhmen 1732 stattfand, schärften die Minister selbst dem Kaiser ein, „daß Allerhöchstselbe bei solcher Zusammenkunft die Hand Ihme ump so weniger geben könnten, als ein solches res summae consequentiae und dero allerhöchsten Kaiserlichen Autorität nachteilig, übrigens aber auch

bei denen Königen von Frankreich und England eines großen Aufsehens Ursach wäre". Bei der Tafel stauten sich die Umständlichkeiten dermaßen, daß ein Teller durch achtzig Hände ging, bis er endlich vor dem Kaiser stand, und als der junge Prinz von Lothringen sich einmal so weit vergaß, daß er vor einem hübschen Hoffräulein, das ihm der Sitte gemäß die Schüsseln reichte, aufstand und sich verneigte, war Kaiser Karl tief indigniert. Er sagte sogleich: „Mein Prinz, solches ist hier nicht üblich!" und machte dazu ein Gesicht, als ob der arme, galante Prinz an den Grundfesten des Staates gerüttelt hätte. Kam auch noch öfters auf den für seine Begriffe unerhörten Vorfall zurück, denn es war Karls Stärke und Unausstehlichkeit, die Dinge nie wieder loszulassen.

Von dem Bombast der Reden, mit denen man den Kaiser bei feierlichen Gelegenheiten begrüßte, kann man sich schwer eine Vorstellung machen, Byzanz ist hier erreicht, wenn nicht gar überflügelt worden. Als die niederösterreichischen Stände Karl VI. huldigten, beteuerten sie: „Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob Allerhöchstderoselben niemals gesehenem Glanze. Der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatz solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen den Gipfel ihres Glücks erstiegen zu haben, da sie sich zu Eurer Majestät Füßen legen dürfen. Vorige goldene Zeiten sind gegen diese eiserne, da die Sonne unserer lebendigen Glückseligkeit vor Augen schwebt." Bei der Huldigung in Graz hinwiederum versichert im Namen der Steiermärker Graf Saurau, „daß Rom an Vespasian nur deshalb die Liebe und Treue des menschlichen

Geschlechts zu sehen meinte, weil Rom eben nie die süße Beherrschungsart des österreichischen Hauses verkostet hat, ansonsten aber bekennet hätte, es wäre jene ein Schatten gewesen, diese aber die Wirklichkeit aller Glückseligkeit". Nachdem der Graf dann noch weiter über Korinth, Rhodus und Athen gefabelt und gefunden hatte, daß die Erzgruben und Steinbrüche Österreichs zu arm wären, wollte man jede Großtat des Kaisers durch ein Monument ehren, schließt er seinen Hymnus mit dem ebenso gutgemeinten wie schiefgesehenen Bilde: „Diese getreuesten Stände haben aber schon eine von nur treuen Herzen landweite Spitzsäule aufgesetzt, die von keinem Zahn der Nachwelt zernaget, sondern von Geburt zu Geburt verkündigt und von aller Jugend bis nach ihrem Ende gelallet wird." Selbst auf der Jagd kannte die Devotion keine Grenzen. Ein paar kleine Hofjunker wurden schwer gescholten und saßen vierzehn Tage lang in Haft, weil sie einen wütenden Eber, der den Kaiser niederrennen wollte, abstachen, — ein Fall, der im Zeremoniell nicht vorgesehen und darum ungehörig war! Der junge Herr von Ursenbeck aber, den Majestät zufällig in einem Augenblick zu sehen bekam, der nicht für seine Augen berechnet war, durfte überhaupt nie wieder bei Hof erscheinen, denn die Etikette ging in Wien auch über die einfachsten Naturbedürfnisse hinweg ...

Das war der Kaiser, wie ihn die Welt sah, der spanische Karl. In der engsten Intimität, wenn er mit irgendeinem Spezialfreund unter vier Augen war, ging's schon merklich österreichischer zu. Da sagte der ob seiner Derbheit bekannte Graf Traut-

son wohl auf der Birsche ganz gemütlich: „Dös war a Meisterschuß! War g'scheiter, Euer Majestät warn a Jager worn!"

Worauf Majestät ebenso gemütlich erwiderte: „No, no, i hab' so a z'leben!"

Ein anderes Mal hatte derselbe Graf Trautson Audienz, um wegen einer Bulle zu verhandeln. Der Kaiser pflegte in solchen Fällen nur, wie sein Vater Leopold, unverständliche Worte zu brummen. Trautson fragte immer weiter, Karl brummte und nickte immer heftiger, bis Trautson ärgerlich rief: „Was sagen Euer Majestät? Von der Brummerei versteh' i kein Wort!"

Hierauf schrie Karl ungeduldig, die Bulle, um die es sich handle, sei bereits in Wien eingetroffen, eine Mitteilung, die Trautson mit den Worten quittierte: „Na also, jetzt weiß ich's endlich! Aber bäh, bäh, bäh, wer soll denn das verstehen!"

In dieser seltsamen Welt voll Pracht und Geldverlegenheiten, voll Bigotterie und Lebenslust, voll starrstem Zwang und burschikoser Gemütlichkeit wuchs die kleine Erzherzogin auf, deren Händchen einst Zepter und Reichsapfel halten sollten. Bis dahin war aber noch ein weiter Weg, denn die meisten Staaten Europas waren durchaus nicht gewillt, die Pragmatische Sanktion ohne weiters anzuerkennen, sondern Kaiser Karl muß noch Schwierigkeit auf Schwierigkeit überwinden, aufs neue Ströme von Tinte, Diplomatenfleiß und Juristenfloskeln entfesseln, hier eine Thronfolge in Aussicht stellen, dort einen Erbanspruch unterstützen und schließlich sogar die Handelskompanie von Ostende den eifersüchtigen Seemächten opfern, nur damit sein Kind

ſpäterhin in Ruhe und Sicherheit über die Länder herrſchen konnte, die ihm der Vater hinterließ.

Das Thereſerl hatte kaum die Erſtlingsſchuhe vertreten, da kam auch ſchon der erſte Freier an. Obgleich man annehmen durfte, daß im künftigen Lauf der Jahre unzählige Prinzen um die große Erbtochter werben würden, empfing Kaiſer Karl dieſen früheſten aller Brautwerber doch mit großer Freude und gab dem Vater des halberwachſenen, jungen Herrn von Herzen gern eine ſchöne Hoffnung. Der Freier war Klemens von Lothringen, deſſen Vater ein Blutsverwandter und Jugendfreund des Kaiſers. Von jeher hatten die Habsburger eine zärtliche Vorliebe für die Lothringer gehegt, ſchon der verſtorbene Kaiſer Joſeph wäre nicht abgeneigt geweſen, ſeine Tochter dem Erbprinzen von Lothringen zu vermählen. Nach dem Tod Joſephs fand es der alte Herzog von Lothringen aber vorteilhafter, um die Erbtochter Karls für ſeinen Sohn zu freien, und da ſowohl der oberſte Hofkanzler, Graf Sinzendorf, wie auch der Prinz Eugen, der mit dem alten Lothringen gemeinſchaftlich gegen die Türken gekämpft hatte, ſich dem Heiratsplan geneigt zeigten, ſo beſchloß Karl, der Sache näher zu treten, wenn er ſich gleich nach ſeiner umſtändlichen Art noch zu keiner beſtimmten Zuſage entſchied. Immerhin aber ſollte Prinz Klemens einmal nach Wien kommen, und der Kaiſer verſicherte dem lothringiſchen Abgeſandten, Baron Jacquemin: „Ich werde ſein Vater ſein und der Prinz mein Kind, ſo offenherzig werde ich allzeit mit ihm reden.“

Der artige Prinz ſollte aber die Reiſe von Nancy nach Wien niemals antreten; er wurde im Jahre

1723 ganz plötzlich von den Blattern hinweggerafft. Als die Todesnachricht in der Burg eintraf, war Karls Bestürzung so groß, daß er seine eiserne Selbstdisziplin vergaß und in lautes Weinen ausbrach. Ach, er weinte ja nicht nur um den jungen Eidam, den er nie gesehen! Mehr als ihn beweinte er die Erinnerung an den eigenen Sohn, den er nur so kurze Zeit im Arm hatte halten dürfen, beweinte er das Erzhaus und sein eigenes, armes Ich, das seit Jahren, Jahrzehnten verzweifelt und erfolglos gegen ein tückisches Schicksal rang.

Auch dem Herzog von Lothringen ist wohl der Tod seines Erstgeborenen sehr nahe gegangen. Als aber die erste Trauer vorüber war, ruhte das Auge dieses reicheren Vaters auf zwei anderen Söhnen, und ihr Anblick war so herzerquickend, so vielversprechend, daß der Lothringer alsbald neue, fröhliche Pläne zu schmieden begann. Und bald war es ausgemacht, daß nun der zweite Prinz, Franz Stephan, späterhin das Thereserl zur Frau bekommen sollte. Ganz so gut, wie er, ohne ihn je gesehen zu haben, dem Klemens gewesen, war der Kaiser dem Franz Stephan nun freilich nicht. Der verstorbene Klemens hatte trotz seiner großen Jugend als überaus ernster, durchaus deutscher Jüngling gegolten, der zweifelsohne Karls Vorliebe für Grandezza, Zeremoniell geteilt und seine Abneigung gegen französisches Wesen übernommen hätte. Von Franz Stephan dagegen hieß es, daß er von seiner Mutter, einer Orleans, ganz französisch erzogen und auch den Studien weniger zugetan sei, als der verstorbene Bruder. Als der

Prinz mit kaum fünfzehn Jahren an den Hof nach Wien kam, um unter den Augen des künftigen Schwiegervaters zum Manne zu reifen, ſtellte ſich's freilich heraus, daß er den Studien nicht nur weniger, ſondern überhaupt garnicht geneigt war, und daß ſeine Erziehung hauptſächlich in liebenswürdigen Äußerlichkeiten beſtand. Der Kaiſer, der ſelber ein guter Lateiner war, ſchaute ein wenig entſetzt auf dieſen Prinzen, der weder deutſch noch franzöſiſch auch nur annähernd richtig ſchrieb und von all den ſchönen und nützlichen Dingen, die man aus Büchern lernen kann, keine Ahnung zu haben ſchien. Und erſt ſeine Schrift! Über ſeine Schrift hatte ſchon der Vater in Lothringen nicht genug jammern können, und ſie blieb auch zeitlebens ſo ſchlecht, daß ſie zu leſen eine wahre Dechiffrieraufgabe vorſtellte. Auch mit der Stiliſtik der beiden Sprachen, die ihm von den Eltern her doch gleich vertraut hätten ſein müſſen, blieb er ſtets auf geſpanntem Fuß, und ſie ſagten ſpäter von ihm, daß man ihn nach ſeinen deutſchen Briefen für einen Franzoſen und nach ſeinen franzöſiſchen für einen Deutſchen halten müſſe . . . — So wenig vorteilhaft aber auch der allererſte Eindruck geweſen ſein mag, den Franz Stephan auf den künftigen Schwiegervater machte, ſo ſchwand dieſer Eindruck doch bald und machte einer wirklichen Zuneigung Platz. Der junge Lothringer war nämlich ein richtiger mangeur de cœurs, nahm durch ſeine Erſcheinung und ſein liebes, friſches Weſen die Herzen für ſich ein, ſelbſt wenn ſie ihm zu Anfang widerſtrebt hatten. Er war groß, hatte ein hübſches, etwas derbes Geſicht und ein fröhliches Lachen, das in die verſteinerte

Ernſthaftigkeit der Wiener Burg wie eine kleine, befreiende Fanfare hineinſcholl. Er ſtelzte nicht ſteif daher, wie der Kaiſer, ſondern ging leger, wie es ſeinem kräftigen, jungen Körper gefiel. Obgleich ihm die franzöſiſche Mutter natürlich tadelloſe Manieren beigebracht hatte, haßte er allen Zwang, alle Etikette, war gegen jedermann freundlich, wo er gefallen wollte, kindlich einſchmeichelnd, und vergaß doch nie, was der Prinz Eugen an Jacquemin geſchrieben hatte: „Der Erbprinz muß dem Kaiſer gegenüber die allerreſpektvollſte Haltung bewahren, muß ſeiner Lebhaftigkeit Zügel anlegen, jede Vertraulichkeit im Geſpräch mit ihm meiden, ihn niemals um etwas befragen und ſich ſo viel wie möglich der deutſchen Sprache bedienen. Der Kaiſerin gegenüber mag er etwas lebhafter ſein, darf aber auch hier niemals die Zurückhaltung vergeſſen, die einem Prinzen ſeines Hauſes zukommt . . .“ Mehr aber noch als durch die Zurückhaltung und die deutſche Sprache gewann er den künftigen Schwiegervater durch ſeine Jagdleidenſchaft. Karl war ja ſelbſt ein großer Jäger vor dem Herrn, aber ſo etwas von Schützenluſt wie bei dieſem jungen Lothringer hatte er kaum je geſehen. Wenn Franz Stephan gedurft hätte, dann wär' er überhaupt aus Forſt und Moor nie mehr heimgegangen, hätte weder auf den Vater daheim gehört, der ihn ſtets ernſt und klug gemahnt, daß die übergroße Jagdliebe den Menſchen geiſtig herunterdrücke, noch auf den Kaiſer Karl, der fand, daß man halt doch zuweilen auch etwas lernen müſſe. — —

Da die lothringiſche Begleitung des Prinzen zum größten Teil nach Lüneville heimgekehrt iſt, bildet der

Kaiser für Franz Stephan einen kleinen Hofstaat, an dessen Spitze der Graf Cobenzl steht, und in dem sich natürlich auch Lehrer und Instruktoren finden, die die sehr großen Lücken im Wissen des Prinzen ausfüllen sollen. Die Herren gaben sich gewiß die größte Mühe, und auch Franz Stephan, der schmiegsam und gütig war, ließ es sicher an gutem Willen nicht fehlen, — aber ein Gelehrter ist trotz allem nie aus ihm geworden. Man erzog und drillte an ihm herum, weil sich's so schickte für einen künftigen Kaisereidam, aber schließlich war jeder froh, wenn der Kaiser den Prinzen immer wieder mit auf die Jagd nahm. Wenn sie heimkamen, war der Kaiser entzückt vom Verständnis und der Treffsicherheit von Franz, und der Hof war nicht weniger entzückt über die scharmante Ritterlichkeit des jungen Herrn, der durch seinen Takt, sein sonniges Wesen und seine naive Kindlichkeit völlig vergessen ließ, was ihm an Kenntnissen mangelte.

Während sich der Graf Cobenzl, der Baron Pfützschner und der Appellationsrat Langer redlich mühten, den jungen Lothringer für seine künftige Stellung als Gemahl der großen Erbtochter würdig vorzubereiten, traten allmählich noch andere Bewerber um die Hand auf, die jetzt noch ein Kinderpatschchen war und mit der Puppe spielte. Aus Bayern, Sachsen, Spanien und Gott weiß woher noch, fragten Fürsten und Königinnen höflich an, wie der Wiener Hof sich zu einer Werbung des betreffenden Thronfolgers stellen würde. Der Kaiser hatte sich zwar den Lothringern noch nicht fest versprochen, aber seine Neigung gehörte ihnen, und er hätte nur ungern die Tochter einem andern vermählt, als dem Franz Stephan.

Die Tochter wuchs derweilen zu einem großen, sehr großen, schönen Mädchen heran. Sie war nicht ganz so blendend von Farbe, wie die weiße Liesel einst gewesen, aber sie glich doch mehr der Mutter als dem Vater, ermangelte vor allem der leopoldinischen Unterlippe. Sie war licht von Haut und von einem angenehmen Blond, wie es die Wienerinnen ziert. Ihre Hände standen an Schönheit denen der Mutter kaum nach, und die Grandezza des Vaters hatte sich bei ihr zu einem majestätischen und dennoch frauenhaften Gang gemildert, der vergessen machte, daß die junge Erzherzogin eben doch überlebensgroß war. Die hübsche und majestätische Prinzeß hatte einen ungewöhnlich gescheiten Kopf, einen festen Willen und einen fast männlich tapferen Sinn. Ihr Herz aber war lustig, zärtlich und einfach wie das eines rechten Wiener Mädels, darum gefiel ihr seit ihren Kindertagen kein Mensch so gut, wie der Franz Stephan, der so lieb anzuschauen war, so hell lachte und mit einem Wort so ein netter Kerl war, daß man ihn gern haben mußte, ob man wollte oder nicht!

Wenn man Maria Theresia in späteren Jahren gefragt hätte, wann sie begann, den Lothringer zu lieben, so wäre sie vermutlich die Antwort schuldig geblieben. Sie liebte ihn, ohne daß sie's selber wußte, solang sie zurückdenken konnte, sie wuchs mit ihm zusammen auf und hätte sich ein Leben ohne ihn, seine Güte und seine Heiterkeit wohl gar nicht denken können.

Im Jahre 1729 kam eine vorübergehende Trennung. Der Herzog von Lothringen war gestorben, Franz Stephan mußte heim, um sein Land zu

regieren und in Versailles als Herzog von Bar den Lehenseid zu leisten. Lange blieb er freilich nicht in Lüneville; er drängte nach Wien zurück, denn er wollte die Beziehungen zur Burg nicht erkalten lassen und wußte wohl genau, wie nötig es war, dem Kaiser und allen immer wieder seine scharmante Persönlichkeit zu zeigen, damit nicht am Ende doch irgendeiner der anderen Freier ihn bei der Erzherzogin oder vielmehr beim Schwiegervater verdränge. Nach fast zweijähriger Abwesenheit traf er wieder in Österreich ein und wurde vom Kaiser alsbald zum Statthalter von Ungarn ernannt.

Franz Stephan zog nun feierlich, aber durchaus nicht freudig in Preßburg ein. Er war klug und bescheiden genug, um zu begreifen, daß er mit seinen vierundzwanzig Jahren, seiner völligen Unkenntnis des Landes, der Verwaltung und der Gesetze unmöglich der richtige Mann sein könne, um dies fremde Volk an Kaisers Statt zu regieren. Er war auch in Preßburg voll Güte, Verbindlichkeit, Liebenswürdigkeit, und die Ungarn waren soweit ganz zufrieden mit ihm. Er selbst aber spürte, daß er nie handeln, nie etwas leisten, sondern immer nur lavieren konnte, und fühlte sich bedrückt. Ach, er fühlte sich auch sonst bedrückt! Er merkte jetzt, daß über seinem fröhlichen Leben ein leiser, ein ganz leiser Schatten hing, den er früher nicht bemerkt hatte. Jetzt aber spürte er ihn, jetzt, da er in Lüneville doch ein wenig Herrscherglück, ein wenig Selbständigkeit gekostet hatte. War der Hof von Lüneville auch noch so klein, leisteten die Herzöge von Lothringen auch knieend dem französischen König ihren Lehenseid, so war er in Lüneville eben doch er gewesen,

Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Bar. Hier aber, in Wien und Preßburg, war er nichts anderes, würde nie etwas anderes sein, als des Kaisers Schwiegersohn.

So freundlich und gut Franz Stephan auch war, so scheint er sich doch bei seiner Rückkehr nach Österreich etwas gegen die gar zu große Abhängigkeit aufgelehnt zu haben, in der der Kaiser ihn hielt. Wenigstens trat damals zwischen ihm und Karl eine Entfremdung ein, so daß schon von einem Aufgeben des Heiratsprojekts gemunkelt wurde. Vielleicht wurde aber auch nur davon gemunkelt, weil inzwischen noch ein anderer Prätendent in Frage kam, für den besonders der Prinz Eugen sehr eingenommen war: der junge Kronprinz von Preußen, der Sohn des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I.

Es entbehrt nicht einer gewissen historischen Pikanterie, sich eine Ehe zwischen Maria Theresia und Friedrich von Preußen zu denken, die schon kurze Zeit nachher auf Tod und Leben miteinander streiten sollten. Aber Kaiser Karl hatte für das Projekt nicht viel übrig. Die Glaubensverschiedenheit der jungen Leute hätte ihn zwar nicht besonders gestört, im Gegenteil, er hätte es gar nicht ungern gesehen, wenn auf diese Weise eine Annäherung der Konfessionen stattgefunden hätte, dachte vielleicht im allerletzten Herzenswinkelchen, daß das Thereserl die bösen Preußen sogar zur alleinseligmachenden Kirche zurückführen könne. Schön wär' das freilich gewesen, aber es konnte doch nicht sein, denn gewichtige Gründe, die der Prinz Eugen nicht verstehen konnte oder nicht verstehen wollte, sprachen

gegen diese Verbindung. Zunächst war des Kaisers auf Äußerlichkeiten gerichteter Sinn sehr beleidigt durch die skandalösen Zwistigkeiten zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Kronprinzen, die nicht hinter verschlossenen Türen im engsten Familienkreis, sondern vor den Augen und Ohren des ganzen Reiches ausgetragen wurden, so daß der Kaiser als Vermittler zwischen Vater und Sohn auftrat, dem jungen Fritz Verzeihung vom alten Hohenzollern erwirkte und dafür einen schönen Dankbrief des Alten erhielt. „Euer kaiserlicher Majestät aber hat er's lehdiglich zu danken, das sie dero vorwohrdt Ihm haben angedeihen lassen wollen, maßen ich blos dadurch bin bewogen worden Ihm zu pardonnieren und will wünschen und hoffen, daß dieses einen solchen eindruck in sein Herz machen möge, daß derselbe dadurch ganz geendert werde und er recht erkennen lerne, wie sehr er Euer kaiserlichen Majestät und dero Erzhaus vor die bezeigte aufrichtige Liebe und neigung verbunden bleibe."

War es aber schon nicht des Kaisers Geschmack, sich einer Familie zu verschwägern, deren Temperamentsausbrüche in so grellem Widerspruch zu seiner eigenen, beherrschten Art standen, so wollte er noch ganz persönlich den jungen Fritz nicht zum Schwiegersohn. Es waren ihm da Dinge zu Ohren gekommen, Gerüchte, Vermutungen, die den jungen Hohenzollern nicht als den richtigen Nothelfer einer absterbenden Dynastie erscheinen ließen. Der gute Prinz Eugen verstand von so etwas nichts, weil der Eugen immer ausgefallene Ideen gehabt hatte! Aber das Thereserl mußte einen andern, einen ganz andern Mann kriegen, als den jungen Fritz; einen Mann, dem man die

Gesundheit und die Lebensfreude schon von weitem ansah, mit dem die Tochter sehr glücklich sein und sehr viele Kinder haben würde. Die Anerkennung der pragmatischen Sanktion stieß ohnehin immer noch auf große Schwierigkeiten, erforderte nach wie vor Anstrengungen und Opfer allerart —, da mußte man schon mit einem Schwiegersohn so sicher wie möglich gehen, damit das Erzhaus nicht etwa binnen einem Menschenalter zum zweitenmal, ja, noch schlimmer als jetzt, vor dem Ende stand . . .

All diese Erwägungen erreichen vielleicht das Ohr, nicht aber das Herz der Erzherzogin. Mag um sie her gesprochen, verhandelt und geworben werden, wie's den Höfen gefällt, sie steht da und wartet voll zärtlicher Ungeduld auf den Bräutigam, den sie sich selbst gewählt und von dem sie nie lassen wird, auf den Lothringer. Doch schon wieder türmt sich ein Hindernis auf: Kaiser Karl beendet soeben den unglücklichen Krieg, den er neuerdings mit Frankreich geführt hat, und der siegreiche Ludwig XV. verlangt als Friedensunterpfand und als Gegengeschenk für die Anerkennung der pragmatischen Sanktion nichts weniger als die Herzogtümer Lothringen und Bar. Als Entschädigung soll Franz Stephan das Großherzogtum Toskana erhalten, sobald der letzte, dekadente und entartete Mediceer gestorben ist.

Franz Stephan traf diese Zumutung wie ein Donnerschlag. Er weigerte sich nicht nur, weil er an seinem Ländchen hing, sondern auch weil er das letzte bißchen Selbstbewußtsein, das er besaß, nicht aufgeben mochte. Der Staatssekretär Bartenstein fuhr ihn aber gleich grob an: „Keine Abtretung,

keine Erzherzogin!", und der arme Herzog begriff wohl, daß ihm, eingeklemmt zwischen die Pranken Österreichs und Frankreichs, kaum eine Wahl mehr blieb. Vielleicht hätte er's, trotz seiner Neigung für Thereſe, über ſich gebracht, die Braut aufzugeben, aber er hing dem Erzhauſe an und ſah, daß Karl mit ſeinen Niederlagen, ſeiner Geldnot und ſeinem desorganiſierten Heer den Krieg gegen Frankreich nicht weiter fortſetzen könne. Er ſagte freilich immer noch „nein", aber ſie wußten in Wien ſchon, daß er in abſehbarer Zeit „ja" ſagen würde, und um ihm den Entſchluß zu erleichtern und zu verſüßen, wurde endlich die Vermählung, die ſo lange herumgeſchoben worden war, in nächſte Nähe gerückt.

Am 31. Januar 1736 hielt Franz Stephan offiziell um die Erzherzogin an und reiſte dann nach Preßburg ab, wo er bis zur Hochzeit blieb, die auf den 12. Februar feſtgeſetzt wurde. Während dieſer kurzen Zeit ſchreiben ſich die Brautleute faſt täglich kleine, an ſich ganz unbedeutende Briefe, aus denen man aber doch deutlich die Pſychologie der Verlobten und die ſchöne, heitere Liebe erkennen kann, die ſie füreinander hegen. Die Briefe der Erzherzogin ſind gar drollig, teils franzöſiſch, teils deutſch, immer unorthographiſch und von halsbrecheriſcher Stiliſtik, aber ſo nett ungezwungen, ſo anmutig verliebt, daß dem jungen Lothringer wohl warm geworden iſt, wenn immer wieder ein Kurier aus Wien eintraf. Selbſt bei der Adreſſe führt ihr Amor die Hand: „Dem durchläuchtigſten Fürſten Franzisko, hertzogen zu Lothringen, meinem villgeliebten bräutigam." Und in jeder Zeile ver-

sichert sie ihm, daß sie's gar nicht erwarten kann, bis er wieder von Preßburg abreist, sie schreibt, daß sie sich verlassen fühle „wie ein armes Hunderl", sie läßt mitten in einer französischen Epistel einmal ein vergnügtes „adieu mäusel!" springen und unterzeichnet sich italienisch als seine „sponsia dilectissima".

Franz Stephan ist nicht ganz so temperamentvoll. Man spürt, daß er nicht nur kein Held der Feder ist, sondern daß auch in diesem Augenblick der kleine Schatten über ihm schwebt, der ihn nur daheim, in Lüneville, verlassen hat. Er redet sie zwar „englische Braut!" an, beteuert, wie schwer es ihm sei, ihr zu schreiben, statt sich ihr selbst zu Füßen zu legen, aber die Worte „Ergebenheit" und „Respekt" kehren immer wieder und seine Unterschrift lautet jedesmal: „Euer Liebden getreuester Diener Franz." Erst am 10. Februar kommt er einmal über seinen Respekt hinaus: „Indeme morgigen Tags von hier abzureisen und übermorgen zur erwünschten Zeit einzutreffen gedenke, wozu alle augenblicke zehle und bis zu diesen beglückten in unruh und sorgen seyn werde."

So bricht endlich der glückselige Morgen an, dem die Erzherzogin seit langem mit jubelnder Ungeduld entgegensieht. Die Liebe hat das große, schöne Mädchen so sehr erfüllt und verklärt, daß selbst die fremden Gesandten, für die eine Prinzenheirat doch immer nur eine Prinzenheirat ist, nachdenklich und erstaunt auf dies übermächtige, beinahe sich im Mystischen verlierende Gefühl blicken. Schon vor mehr als einem halben Jahr hatte der englische Botschafter, Lord Robinson, nach Hause ge-

ſchrieben: „Trotz ihrer ſtarken Seele hegt die Erzherzogin eine zärtliche Liebe zu dem Herzog von Lothringen. Des Nachts ſieht ſie ihn im Traume, und am Tage unterhält ſie ihre Hofdame nur von ihm, ſo daß es nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie den Mann jemals vergeſſen wird, den ſie für ſich geboren glaubt, und nie wird ſie denjenigen vergeben, welche ſie in Gefahr brachten, ihn zu verlieren.“

Nun aber hält ſie ihn lachend in den ſchönen Armen, wird in der Hofkirche, bei den Auguſtinern, ſeine glückſelige Frau. Faſt unmittelbar nach der Hochzeit wallfahrtet das junge Paar, wie's im Erzhauſe Sitte iſt, nach Maria Zell, um Schutz und Segen der Himmelskönigin für den neuen Ehebund zu erflehen.

4.

Wer nach dem Entsetzen, das Kaiser Karl über die Unbildung des jungen Lothringers an den Tag gelegt, geglaubt hätte, daß Karl seiner eigenen Tochter eine musterhafte Erziehung gäbe, würde sich in einem schweren Irrtum befunden haben. Die Erzherzogin lernte zwar, wie sich's für die künftige Regentin eines großen vielsprachigen Reiches gehörte, mehrere fremde und ausländische Sprachen, sowie Latein, das sie angeblich weit genug beherrschte, um die verschiedenen Schriftsteller nach ihrem Stil zu unterscheiden, aber Geographie und Geschichte schöpfte sie nur aus einem von Jesuiten zusammengestellten Kompendium, und ihr Stil, ihre Orthographie waren nicht viel besser, wenn auch persönlicher und temperamentvoller als die des hübschen Lothringers. Dagegen hatte sie als richtige Österreicherin ein gute Singstimme, spielte Klavier und tanzte so graziös, daß ihre Schmeichler behaupteten, sie wäre eine Operndiva ersten Ranges geworden.

Die beiden Eltern hatten dem Mädchen von früh auf die Lust zum Jagen und Schießen beigebracht, eine besondere Ausbildung für ihr künftiges, hohes Amt hat sie aber kaum erhalten. Die Kaiserin hat ihr vielleicht manche Maxime über die Kunst und die Schwierigkeit zu herrschen anvertraut, aber gar viel

konnte die junge Thereſe daraus auch nicht lernen, denn die weiße Lieſel war ja gar nicht zur Macht berufen geweſen, hatte ſich, was ſie je erreicht, durch Liſt, Klugheit, Takt und eine gewiſſe Verſtellung erſchleichen müſſen; die große Erbtochter aber ſtellte ſchon jetzt die Macht, die vollberechtigte, unverhüllte Macht dar, wenn auch erſt die Macht von morgen. Dieſe Tochter konnte auch von dieſer Mutter kaum etwas annehmen, denn ſie waren zu verſchieden voneinander nach Raſſe und Charakter. Die weiße Lieſel war die beherrſchte Norddeutſche, die zäh und ſtill erkennt und erreicht, was ſie will. Thereſe dagegen war eine ungeſtüme Süddeutſche, die voll Temperament über Schwierigkeiten wegſetzen will, durchaus getragen von dem Bewußtſein ihrer Sendung, ihres Gottesgnadentums. „Das olympiſche Selbſtbewußtſein", das ſich bei den Habsburgern gleich der Krone vererbte, war auch in dieſer jungen Frau ungewöhnlich ſtark, ſo daß ſie ihren Vater nicht nur als Vater, ſondern auch als Herrſcher anſieht, beurteilt und ſchärfere Worte über ſeine Politik findet, als ſie der Tochter allein zuſtehen würden.

„Sie betrachtet den Kaiſer eigentlich nur als Verwalter der ihr gehörigen Länder," berichtet wiederum der engliſche Geſandte, den die Pſychologie der Erzherzogin in hohem Maße intereſſiert zu haben ſcheint. Sie iſt aber nicht nur ſelbſtbewußt und in gewiſſem Sinn hochfahrend, ſie hat auch bei allem weiblichen Charme ein männliches Hirn, eine männliche Seele. Halb im Scherz, halb zur Probe hat Karl ſie einmal, da ſie ſechzehn Jahre zählte, zu einer Beratung über die polniſche Erbfolge mitgenommen, und ſchon damals ſpitzten die Miniſter die Ohren, als das kleine

Fräulein sehr klar und sehr bestimmt seine Meinung äußerte. Inzwischen ist sie zwanzig geworden, hat schon tiefer in das Rädergetriebe der Politik hineingeblickt und fühlt die ganze Kraft, den ganzen Wagemut, vielleicht auch die köstliche Abenteurerlust der ersten Jugend in sich, — ist's da ein Wunder, wenn sie vielleicht meint, daß sie vieles, wenn nicht alles besser verstünde, als der umständliche Kaiser? Wär's erstaunlich, wenn sie sich schon jetzt als künftige Herrin fühlte und gebärdete?!

Die Ehe mit einer so selbstbewußten und ungestümen Frau war an sich gewiß kein leichtes Ding, aber der Lothringer hatte seine Frau von Herzen gern, und sie wiederum war so rettungslos in den Franzl verliebt, daß jede Mißstimmung, die etwa zwischen ihnen aufkam, sehr rasch beseitigt wurde. Zur Wiederherstellung des holden Friedens taten sie beide ihr bestes, denn der Franzl war gut, nachgiebig, immer taktvoll, und Therese konnte sich, wie alle heftigen Menschen, nicht genug tun an Zärtlichkeit und Aufmerksamkeiten, wenn der Sturm vorüber war und sie einsah, daß sie sich hatte hinreißen lassen.

Die jungen Leute fanden sich aber immer wieder nicht nur in der Verliebtheit der Honigmonde, sondern auch in der Gleichheit ihrer Neigungen und Passionen. Sie jagten und lachten miteinander und freuten sich wie die Kinder, wenn sie der starren Etikette, die sie beide haßten, oder gar dem Kaiser selbst ein Schnippchen schlagen konnten. Da hatte Karl, der jede Neuerung ablehnte, der Therese ein für allemal den Kaffee verboten, obgleich sie ihn für ihr Leben gern trank. Auch als sie verheiratet war, wollte ihr

der Vater die lieben Bohnen nicht erlauben, und es war doch so nett, wenn man etwas ganz Modernes tat, etwas, worüber alle Perücken am Hof vor Entsetzen wackelten! O Kaiser Karl, verbiete so viel du magst, die übermütige Therese schmiedet mit ihrem Mann und ihrer Kammerfrau ein lustiges Komplott, und sie schmuggeln, als wären sie berufene Pascher, die Bohnen doch in die Burg herein, bald in Haubenschachteln, bald im Gebetbücherſack (was hätte die fromme Eleonore von Neuburg mit ihrem Psalmen-Textbuch dazu gesagt!), bald im Reitzeug des lieben Franzl. Wenn das Leben Karls stets einer feierlichen Quadrille geglichen hatte, so glich das Leben der Therese und des Franzl einem Wiener Drahrer, bei dem man schließlich nichts mehr weiß, als daß man sich ewig bei einer süßen Musik so fortdrehen möchte und daß man in den Armen eines lieben Menschen eng verstrickt liegt . . .

Bald schien das Glück des jungen Paares die letzte Vollendung erreichen zu wollen. Die Himmelsmutter von Maria Zell hatte ihr Gebet erhört und segnete die Ehe mit einer süßen Verheißung. Die Therese und der Franzl freuten sich ganz einfach auf das Kind, in dem alternden Kaiser aber stieg noch einmal eine Hoffnung auf, wurde noch einmal der Glauben wach an alte, leuchtende Mirakel.

Getäuschte Hoffnung, ernüchterter Wahn! Im Februar 1737 bringt die Erzherzogin eine Tochter zur Welt und das Jahr darauf wieder eine und nach zwei Jahren noch eine. Bei der dritten verläßt den Kaiser wieder einmal seine strenggewohnte Selbstbeherrschung. Er betrachtet dies dritte kleine

Mädel wie ein Unglück, wie eine Strafe des Himmels für irgendeine ihm unbekannte Schuld, und so schwer und ungeschickt seine Sprache auch ist, so findet er doch erschütternde Worte für das Verhängnis, das sein ganzes Leben erfüllt hat und das in ihm das ehrwürdige Erzhaus bedroht. So soll es ihm denn nie mehr vergönnt sein, einen Habsburger, einen männlichen Habsburger von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Das Töchterelend erbt sich in der Familie unheimlich fort, bis sich endlich die Tür der Kapuzinergruft mit dumpfem Fall hinter dem letzten, dem allerletzten Cäsarensarge schließen wird ...

Trübe waren die Augen des Kaisers, wenn sie auf der Wiege der jüngsten Erzherzogin ruhten, trüber noch wurden sie, wenn sie hinausblickten in das Reich. In dem unglücklichen Kampf gegen Frankreich und um die pragmatische Sanktion waren Neapel, Sizilien und ein Teil von Mailand verloren gegangen, Lothringen hatte man vom Reich losreißen und dem Sieger hinwerfen müssen und stand schon wieder mitten in einem neuen Krieg gegen die Türken. Freilich war hier Österreich der agressive Teil gewesen, aber einerseits hoffte Karl durch neue Siege die Niederlagen gegen Frankreich wieder gutzumachen und anderseits — ja anderseits hatten wohl Therese und Franzl zum Krieg gegen die Pforte gedrängt. Die großen Triumphe des Prinzen Eugen mochten den jungen Leuten noch im Sinne liegen, mochten den Franzl reizen, auch ein Held zu sein, und die Therese, einen Helden zum Manne zu haben. Denn so selbstbewußt und herrschaftsfreudig sie auch ist, so bleibt sie doch ein

echtes Weib und will einen Mann besitzen, der etwas vorstellt und der gefeiert wird, hauptsächlich auf Gebieten, die für sie, die Frau, niemals in Frage kommen.

Der Franzl möchte also zum Heer, möchte natürlich den Oberbefehl haben und er kriegt ihn auch, obgleich es dem Kaiser selbst ein gewagtes Unternehmen scheint, denn der Schwiegersohn hat sich ja noch auf keinem Schlachtfeld erprobt und ist auch eigentlich zu wichtigeren und angenehmeren Dingen berufen, als zum Oberkommando einer Armee. Zuerst ist er mit seinem Bruder Karl, dem die zweite Erzherzogin zur Frau versprochen ist, unter Seckendorf als Freiwilliger beim Heer gestanden, dankt es dann den ersten Niederlagen des alten Kriegers, daß sein Wunsch sich erfüllt, der nach dem Kommandostab geht. Wie alle Hasardspieler hat auch Franz Stephan zu Anfang Glück; ein, zwei Treffen werden gewonnen, und Wien bejauchzt voll jubelndem Überschwang in dem kaiserlichen Schwiegersohn bereits einen neuen Prinz Eugen. Therese war natürlich stolz und glücklich und dachte vielleicht im stillen wieder ein wenig geringschätzig vom Vater, dem man erst mit sanfter Gewalt diesen neuen und glänzenden Feldherrn hatte aufdrängen müssen ... Frau Fortuna aber hatte dem hübschen Lothringer nur einen Augenblick zugelächelt, wie alle Frauen ihm zulächelten; nach einer flüchtigen Liebkosung wandte sie ihm den Rücken und stürmte hinüber zu dem Seidenzelt, von dessen Spitze der furchtbare Halbmond glänzte. Wie schnell verwelkte da das Lorbeerkränzlein auf Franz Stephans Stirn! Die Wiener, die ihn noch vor kurzem als einen

andern Eugen gefeiert hatten, erzählten jetzt allerlei Geschichten von ihm, die ihn schädigen und lächerlich machen sollten. Er vertrage sich nicht mit seinen Unterfeldherren ... er kümmere sich um das Heer weniger als um die Jagd und sei samt seinem Bruder Karl von Seckendorf schon einmal tüchtig abgekanzelt worden, weil er sich auf einer Birsche in den Wäldern bei Belgrad verirrt habe... Er sei wehleidig, jammere zu viel über Fieberanfälle, an denen er litt, und berichte über seinen Rheumatismus viel eingehender und beweglicher, als über die Operationen der Armee ...

Es mag dahingestellt bleiben, was an diesen Gerüchten Wahrheit und was übelwollende Erfindung war; jedenfalls aber kehrte Franz Stephan sehr bald in großer Mißstimmung nach Wien heim und fand dort eine noch größere Mißstimmung vor. Die Wiener erinnerten sich nämlich plötzlich, daß er eine Französin zur Mutter und sein Land an Frankreich abgetreten hatte; sie sahen ihn scheel an, wie einen Fremden, ja, wie einen Feind, und sie murrten, daß „der Franzos" (früher war er für sie „der schöne Franzos" gewesen) ihre schöne Kaisertochter zur Frau bekommen habe. Schon flüsterte man da und dort, der Kaiser selbst bereue seine Wahl und dächte daran, seine zweite Tochter dem Kurprinzen von Bayern zu vermählen und zu ihren Gunsten die Erbfolge Österreichs zu ändern.

In Wahrheit dachte Karl wohl niemals an solche Heirat und solche Erbfolge, denn trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten stand er mit „seinen Kindern", wie er Therese und Franz nannte, sehr gut und dankte es in seinem Herzen dem

Franz I., Gemahl der Kaiſerin Maria Thereſia.
Studie von F. L. Schmitner nach dem Gemälde von M. Meytens.

Schwiegersohn, daß er die Tochter so glücklich machte. Aber er konnte sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß das junge Paar, dem weder Siege noch Söhne beschert waren, im Augenblick in den weitesten Kreisen unpopulär war, so daß es am besten schien, sie für einige Zeit aus dem Gesichtskreis der Nörgler und Spötter zu bringen. Glücklicherweise war gerade der letzte Medici gestorben, und Franz Stephan reiste mit der jungen Frau nach seinem Großherzogtum Toskana ab. Als sie heimkehrten kam die dritte Tochter zur Welt, und das Übelwollen gegen Therese und Thereſens Mann stieg in erschreckender Weise. Hämisch raunten sie, daß aus dieser Ehe nie, gar nie ein Sohn kommen würde und richteten ihre Blicke immer länger und vertrauensvoller nach Bayern hin, in dem sie schon den künftigen Herrn sahen. „Unsere einzige Hoffnung beruht auf der Geburt eines Prinzen und man darf erwarten, daß die Lage der Dinge sich ändern wird, wenn das Volk einmal einen solchen Gegenstand seiner Anhänglichkeit wirklich besitzt," schrieb damals einer der treuesten Anhänger des Lothringers.

Nun hätte es freilich ein Mittel gegeben, um die Stellung Franz Stephans wieder zu befestigen und die Aussichten eines Nebenbuhlers bedenklich zu schmälern, ein Mittel, das insbesondere der verliebten und für ihren Mann ehrgeizigen Therese wohl gefallen hätte, wenn nämlich der Kaiser noch bei seinen Lebzeiten die Wahl des Großherzogs von Toskana zum römischen König veranlaßt und so dessen Anrecht auf den Kaiserthron unwiderruflich festgestellt hätte. Karl war aber dazu nicht zu bringen.

Einesteils fürchtete er wohl mit Recht, daß er bei den deutschen Fürsten auf Widerstand gegen die Wahl eines Mannes stoßen werde, der doch eben als Ausländer, als der Verschacherer eines deutschen Erblandes galt, anderseits aber — — ja anderseits glimmte in Karls Brust noch immer ein letzter Funken der großen Hoffnung, die ihn sein ganzes Leben lang genarrt hatte. Ein Sohn, wenn er doch noch einen Sohn bekäme! Die weiße Liesel würde ihn freilich nicht mehr gebären, denn sie war schon bei Jahren und von schwerer Krankheit geplagt, so daß jeder meinte, es würde wohl nicht mehr lange mit ihr dauern. Der Kaiser aber war erst ein stämmiger Fünfziger, hatte seine Gesundheit und seine Kraft nie verwüstet und konnte wohl hoffen, in einer zweiten Ehe neuen, ersehnten Nachwuchs zu zeugen. Seit dreißig Jahren hing Karl seiner Frau in zärtlicher Liebe an und wäre von selbst sicher nie auf den Gedanken gekommen, mit ihrem Tode zu rechnen, aber wenn das Erzhaus, das ehrwürdige Erzhaus in seiner höchsten Not schrie, dann mußten alle persönlichen Gefühle schweigen und Karl mußte tun, was die Not des Erzhauses heischte. Doch auch wenn er selbst keinen Sohn mehr im Arme halten sollte, dann bekam vielleicht die Therese einen, und diesem ersten Enkel wollte Karl das Diadem sichern, indem er es dem Vater des annoch Ungeborenen vorenthielt.

So blieb denn das junge Paar in seiner wenig angenehmen Stellung, von den Regierungsgeschäften ferngehalten, von der Hofkamarilla ebenso gering geachtet wie beim Volk. Das älteste und das jüngste Kind starben ihnen schnell nacheinander; der Tod der

älteſten Enkelin, tat dem Kaiſer bitter weh, denn er hing an dieſem Enkelchen, wie ein Großvater eben immer am älteſten Enkel hängt.

Karl härmte ſich um die kleine Tote, ließ ſich aber gar nicht viel davon merken. Er trug jetzt alles mit der ſchweigenden, bitteren Reſignation eines Menſchen, der weiß, daß ſein ganzes Leben ein einziger Irrtum war, und daß er auf Erden nichts Gutes mehr zu erwarten habe. Der Frieden von Belgrad, in dem Öſterreich faſt alles wieder verlor, was der Prinz Eugen einſt erobert hatte, gab dem Kaiſer den Reſt, obgleich er in ſeinen Gewohnheiten nichts änderte und nach wie vor eifrig auf die Jagd ging.

Am 10. Oktober 1740 kam Karl von einer Vogeljagd am Neuſiedlerſee ſchwer erkältet zurück. Man brachte ihn nach Wien in die neue Favorite, wo heute das Thereſianum ſteht. Hier ſtellte ſich gleich ein heftiges Fieber ein. Zehn Tage lag er zwiſchen Tod und Leben, faſt immer bei vollem Bewußtſein. So nahm er ſeine letzten Anordnungen mit jener Umſtändlichkeit und Gemeſſenheit vor, die ihn ſein ganzes Leben lang ausgezeichnet hatte. Thereſe, die gleich zu ihm geeilt war, fand ſeine Züge ſchon ſo verſtellt, daß ſie halb ohnmächtig zuſammenbrach, und man ſie nicht wieder an das Krankenlager ließ, denn ſie trug gerade wieder ein Kind unter dem Herzen. Ganz genau ordnete Karl alles an, was nach ſeinem Tod zu geſchehen habe, wie's mit dem Leichenpomp, den Totenmeſſen, dem Wittum der Kaiſerin, ſeinem Hofzwerg, dem „kleinen Hansl", ſeinem Lieblingspferd und ſeinen Hunden zu halten ſei. Lange beſprach er ſich mit Franz Stephan und

länger noch mit Karl von Lothringen, dessen witziges, ausgelassenes Wesen mit der Grandezza des Kaisers so seltsam kontrastierte und den er vielleicht gerade darum besonders gern leiden mochte. Da die hoffende Tochter nicht mehr zu ihm kommen durfte, ließ er sich im Bett aufheben und sprach nach dem Flügel der Favorite, den sie bewohnte, mit lauter Stimme und ausgebreiteten Händen Heil und Segen über sie und ihre Zukunft hin. Sechs Tage und sechs Nächte saß die weiße Liesel am Bett ihres Herrn, hielt seine Hand in der ihren und wartete mit ihm auf den Tod. In weher Versunkenheit hat sie da wohl alles durchgedacht, was sich in den langen Stunden um ein Sterbebett, rückwärts und rundum schauend, denken läßt. Hat sich wohl an Tage voll Sonne und Pracht erinnert, da das Brautschiff ihre Jugend nach spanischen Gewässern trug, und an Nächte voll Sternenglanz, in denen Karl nicht wußte, was silberiger schimmerte, ob der Mond am Himmel oder die Schönheit seiner Frau. Hat wohl aufgeschluchzt, da ihr die Worte einfielen, die Karl noch vor wenigen Tagen gesprochen, die einfachen Worte, aus denen noch einmal traurig und rührend sein österreichisches Gesicht blickte: „Ich sterbe, Belgrad ist mein Tod! Die Schand' bringt mich um! Wenn der Eugen das erlebt hätt'!"

Ein trüber Herbstmorgen brach an. In Tau und Nebel ästen die Hirsche, flink rannten die Hasen über braune Stoppelfelder und blauhalsige Enten duckten sich tief ins schwankende Röhricht. Das war wohl ein Morgen, wie ihn ein kaiserlicher Weidmann ersehnen mag, aber Karl zog nimmer zu Jagd und Reiherbeize. — —

Die Mönche hämmerten die Trauergerüſte, einförmig ertönten Vigilie und Litanei. Die Viſion, die Karl ſein Lebenlang geängſtigt hatte, wurde nun Wirklichkeit. Mit dumpfem Fall ſchloß ſich die Tür der Kapuzinergruft hinter dem letzten Cäſarenſarg der Habsburger. — —

5.

In der Zeit, da die junge Thereſia voll keckem Gelbſchnabelmut ihren Vater nur als ihren Reichsverweſer betrachtete und ihren Franzl für einen großen Feldherrn hielt, in der Zeit dachte ſie ſich wohl ihren Regierungsantritt wie einen glorreichen Sonnenaufgang, den jeder jauchzend als die Erlöſung von grämlicher Nacht empfindet. Jung, blutjung war ſie immer noch, aber in den vier Jahren ihrer Ehe hatte die Dreiundzwanzigjährige doch ſchon mancherlei erlebt, was zu Nachdenklichkeit und Erkenntnis bringt. Ihr waren Kinder geſchenkt und wieder entriſſen worden, ſie hatte es mit angeſehen, wie das mächtige Reich der Habsburger durch Niederlagen allerart und durch unmögliche Friedensſchlüſſe erniedrigt, zerfetzt worden war, ſie wußte, daß ihr kaiſerlicher Vater „an der Schand'" geſtorben war, wie ein verzweifelter Bankrottierer. Die Erbin dieſes Reiches, dieſes Mannes konnte wahrhaftig nicht daran denken, Sonnenaufgangsſtimmung um ſich her zu verbreiten, zudem ſie ſelbſt aus allgemeinen und perſönlichen Urſachen mißachtet war. Eine Frau als Herrſcherin — das wollte gar vielen nicht in den Kopf! Das hatte es in der Monarchie nie gegeben, ſollte es auch nicht geben, und ſie ſtarrten wie hypnotiſiert nach

Bayern hin, wo ihrer Meinung nach der künftige Kaiser saß. Viele dachten, daß mit dem Tod Karls die Regierung überhaupt aufgelöst sei und daß der bayrische Kurfürst ehestens eintreffen werde, um Österreich einzustecken. Das wäre ihnen ganz recht gewesen, denn der Kurfürst war eben doch ein Mann, und sie wollten nun einmal nicht von Weiberhänden regiert werden. Da und dort kam es zu Tumulten, zu Aufständen; selbst der Himmel schien der jungen Habsburgerin gram zu sein. Ein ungewöhnlich schlechtes, regnerisches Jahr vernichtete die Weinernte, trieb die Lebensmittelpreise bis zur Teuerung in die Höhe, und das Wild, das der verstorbene Kaiser in der Nähe Wiens hegen ließ, richtete in diesem Unglücksjahr dem Landvolk größeren Schaden an als sonst, oder wenigstens empfanden sie es so. Von Wut und Verzweiflung getrieben, begannen sie einen Vernichtungskrieg gegen die Wildbahn, der so gefährlich aussah, daß Therese selbst den Befehl gab, das Wild abzuschießen, um größere Erbitterung hintanzuhalten. Die Frau, die unter solchen Verhältnissen die Regierung antrat, bedurfte viel Selbstvertrauen und ein männlich tapferes Herz. Therese besaß beides, dazu noch ein prächtig ungestümes Temperament, und so zögerte sie niemals lange, wie der verstorbene Karl es in allem gern getan, sondern empfing noch am Todestag ihres Vaters die Huldigung der obersten Behörden. Unter dem Thronhimmel stehend sprach sie in freier Rede zu den Hofchargen und Ministern, die, wie üblich, ihre Portefeuilles zurückgaben, und bat sie, ihr die gleiche Treue, den gleichen Eifer zu widmen, wie dem seligen Herrn. Sie war von

dem feierlichen Augenblick und von all den Aufregungen, die ihm vorangegangen waren, sehr bewegt, konnte zuweilen vor Schluchzen nicht weiterreden, aber trotzdem ging es ganz ähnlich wie damals, als das sechzehnjährige Fräulein seine Ansicht über die polnische Thronfolge geäußert hatte: jeder spürte trotz Weichheit und Tränen, daß in dieser Frau eine Persönlichkeit vor ihm stand.

Alle spürten es, nur Maria Theresia (wie sie sich jetzt nannte) empfand sich nicht so, wie sie auf die andern wirkte. Gleich allen starken aber noch unerprobten Naturen, hatte sie nicht die Erkenntnis der eigenen Kraft, hielt sich trotz ihres habsburgischen Selbstbewußtseins für schwächer und unselbstständiger, als sie war. Sich selbst und auch Franzl verkennend, dazu bestrebt, dem geliebten Mann nach außen hin eine bessere Stellung zu geben, als die des Prinzgemahls, ernannte sie ihn sofort zum Mitregenten und gab ihm die Kurstimme von Böhmen. An sich bedeutete solche Ernennung freilich nicht viel, denn erstens mußte der Großherzog sogleich einen Revers unterschreiben, daß die pragmatische Sanktion und die festgesetzte Thronfolge durch seine Mitregentschaft in keiner Weise berührt würden, und außerdem war Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich, trotz ihres momentanen Anlehnungsbedürfnisses eine viel zu diktatorische Natur, um auf die Länge einen wirklichen Mitregenten zu ertragen. Dennoch hat in diesen Tagen ihr Mann zweifelsohne sehr vorteilhaft auf sie und ihre Entschlüsse eingewirkt, denn jetzt, da es zunächst galt, Sympathien zu erringen, waren Franz Stephans

Güte, Takt und einschmeichelndes Wesen vielleicht ebenso notwendig wie die Kühnheit und die Tatkraft der jungen Königin. So wurden die Feldherren, die der verstorbene Kaiser aus Zorn über ihre Niederlagen hatte verhaften lassen, unverzüglich in Freiheit gesetzt, und Franz Stephan begegnete ihnen allen und jedem von der Hofkamarilla so freundlich, als hätten sie ihm nie ein Wässerchen getrübt. „Wer den Großherzog handeln sieht, der würde glauben, daß er niemals den geringsten Grund zur Unzufriedenheit mit irgend jemand gehabt habe. Diejenigen, welche man als seine Widersacher kannte, sind nun seine Minister, seine Ratgeber, ja fast die Leiter seiner Schritte. Jetzt wäre ihm die beste Gelegenheit geboten, die Männer zu demütigen, welche aus Unklugheit oder aus sonstigen Ursachen Schuld trugen, daß die Geschäfte in andere Hände als in die seinigen gelegt wurden. Doch ging hierüber kein Wort, als etwa eines der Entschuldigung aus seinem Munde hervor. Er selbst beeilte sich, sie um die Fortsetzung ihrer Dienste anzugehen, gerade wie ein gewissenhafter Privatmann, dem nichts als das Interesse seines Herrn am Herzen liegt, gegen seinesgleichen handeln würde."

Der Königin, der Herrscherin stehen natürlich noch mehr Wege offen, um die Sympathien des Hofes und des Volkes zu erringen, und Maria Theresia ließ sich die Mühe nicht verdrießen, jeden noch so kleinen Pfad zu beschreiten, der zu den Herzen führte, die ihr gleichgültig oder kalt gegenüber standen. Ihre glückliche Veranlagung kam ihr bei diesen Bestrebungen zustatten, denn ganz von selbst fand die hübsche, einfache, kluge und sonnige Frau

faſt immer das rechte Wort und die rechte Tat. Da das erſte Mißbehagen über die „Weiberherrſchaft“ verwunden war, merkten die Leute doch von ſelbſt, daß ſchon rein äußerlich dies ſtattliche, heitere und glückſelige Paar beſſer anzuſchauen war, als der verdüſterte Karl mit der ſchwerfällig gewordenen alten Kaiſerin. Die Perücken am Hof wackelten insgeheim wohl bedenklich, wenn ſie ſahen, daß Maria Thereſia und Franzl wie in früheren Zeiten lachend gegen die ſpaniſche Etikette anrannten, daß ſie der Gefälligkeit franzöſiſchen Weſens, das Karl ſo ingrimmig gehaßt, weder Ohr noch Sinn verſchloſſen, aber im Volk gefiel es doch ſehr, daß die anmutige, junge Königin, die ſo herzhaft lachen konnte, auch ein Herz für die Armen hatte, daß ſie jeden, der zu ihr wollte, auf eine einfache Anmeldung hin in ihr Gemach treten und ſein Anliegen vorbringen ließ. Zur Herrſcherin geboren, beſaß ſie in hohem Maß die Gabe, jedes nichtsſagende Wort durch einen beſonderen Tonfall bedeutend oder vertraulich zu färben, jede Frage durch ein ſchalkhaftes Lächeln zu illuſtrieren, jedes „nein“ mit ſo graziöſem Bedauern auszuſprechen, daß es faſt klang wie ein „ja“. Damals war ihr die Bigotterie der alten Habsburger noch fremd, ſie ſchien nur aus tiefſter Überzeugung fromm zu ſein, erwies der Geiſtlichkeit viel Ehre und betonte immer wieder, daß ſie ihr ganzes Vertrauen in Gott ſetze. Der preußiſche Geſandte, Graf Podewils, behauptet freilich in ſeinen Depeſchen, daß dies alles bei ihr nur Verſtellung und Komödie geweſen und daß ihr wahres Weſen, ihre Herrſchſucht, ihr Ehrgeiz, ihre maßloſe Selbſtüberſchätzung ſpäter klar zutage ge-

treten ſei. Podewils, der hier nicht als ganz unparteiiſch gelten kann, tut ihr in gewiſſem Sinn ſicher unrecht. Wenn ſie gleich nach ihrer Thronbeſteigung ſich anders gab, als in ſpäteren Jahren, ſo braucht das noch lange nicht bewußte Komödie geweſen zu ſein. Die Maria Thereſia von 1740 war eben trotz allem, was in ihr ſchlummerte, noch jung, ſchmiegſam, gütig, ein wenig ängſtlich und wie verhungert nach den Sympathien, nach der Anerkennung, die man ihr bislang vorenthalten hatte. Sie geht an ihr ſchweres Tagewerk wie ein ehrgeiziger Schüler, der feſt entſchloſſen iſt, „cum laude“ zu promovieren, gönnt ſich, trotz ihres Zuſtandes, kaum Schlaf noch Eſſenszeit, um nur ja nichts zu verſäumen, um alles einzuſehen, zu erledigen, zu ordnen, was die ſchwerfällige Staatsmaſchine Tag für Tag aufſpült. Erreicht's auch wirklich, daß das Zutrauen zu ihr wächſt, ſich befeſtigt, daß man ihren Wagen umdrängt, wenn ſie ausfährt, daß der gemeine Mann ſich freut, wenn ihm die Königin zulächelt. Berge von Arbeit und Schwierigkeiten türmen ſich vor ihr auf, denn das Heer iſt verlottert, der Staatsſäckel leer, die ganze Verwaltung kaum etwas anderes als ein Rattenkönig von Schwerfälligkeiten und Unterſchleifen. Wer dies Gebirge bezwingen will, muß Jahrzehnte vor ſich haben, Jahrzehnte voll Lebenskraft, Mut und Geduld. Maria Thereſia lächelt und traut ſich's ſchon zu, mit allen Kriegs-, Finanz- und Kanzleiräten der unteilbaren Monarchie fertig zu werden. Vorerſt gibt's nur ein paar ganz friedliche Reformen: die Königin verbietet die mittelalterlichen Prozeſſionen und Wallfahrten, bei denen noch öffentlich Geißelungen

und Kreuzschleppungen vorkamen, schafft etliche überflüssige Feiertage ab und meint, daß auch der Sonntag nicht ausschließlich durch Faulenzen zu heiligen sei. Denn Maria Theresia, die selber immerfort tätig, immerfort in Bewegung ist, die immer etwas vorhaben muß, um die köstliche Unruhe ihres Blutes auszutoben, Maria Theresia haßt Faulenzerei bis in den Tod, und sie wird in ihrem späteren Leben den Müßiggang recht drollig für alles verantwortlich machen, sogar für Franzls galante Eskapaden . . .

Ihr selbst blieb freilich zum Müßiggang keine Minute Zeit, ja es schien sogar, als ob sie, die so gern lachte, lebte und leben ließ, nun für lange bestimmt sei zu Tränen, Zwietracht und Groll. Die ersten Wochen der Regierung gingen zwar mit Ausnahme der paar Tumulte friedlich hin, wurden sogar angenehm beleuchtet von der Versicherung des Preußenkönigs, daß er Marie Theresias Herzenswunsch, die Wahl Franz Stephans zum römischen Kaiser, mit seiner Stimme und allen Mitteln unterstützen wollte. Dann aber stieg mit unheimlicher Schnelligkeit das schwarze Gewölk empor, das für Jahre hinaus nicht nur Österreich, sondern ganz Europa verfinstern sollte. Der Zankapfel, um den sich die Völker erhitzten und zerfleischten, war das unveräußerliche, in Juristenformeln verschalte Angebinde, das Kaiser Karl einst seiner Tochter in die Wiege gelegt hatte: die pragmatische Sanktion.

Die ersten Schwierigkeiten bereitete selbstverständlich ein lieber Vetter, der Kurfürst von Bayern, der eine Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph zur Frau hatte. Schon bei Lebzeiten Karls war

er mit Ansprüchen auf die Nachfolge seines Hauses in Österreich hervorgetreten und ließ jetzt, gestützt auf ein altes Stück Pergament, das Testament Ferdinands I., der jungen Königin durch seinen Geschäftsträger, Graf Perusa, Mitteilungen zugehen, die ein seltsames Gemisch fürstlicher Anmaßung und bayrischer Derbheit darstellten. Er verlangte kurzweg, daß Maria Theresia weder als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkannt werde, noch daß sonst irgend etwas geschehe, wodurch die Rechte des Kurfürsten von Bayern beeinträchtigt werden könnten. Er, der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, erkenne die Tochter Karls VI. weder als Königin von Ungarn und Böhmen noch als Herrin der österreichischen Erblande an und ließ den Repräsentanten der fremden Mächte in Wien sagen, sie möchten sich einstweilen, bis die Geschichte mit dem alten Testament vor ganz Europa klargelegt sei, jedes Verkehrs mit dem österreichischen Ministerium enthalten.

Nun begann zunächst einer jener Federkriege, die Österreichs Stärke waren, und über den Maria Theresia sicher weiblich gelacht oder gebrummt hätte, wenn er sie nicht in ihrem eigensten Interesse bedroht hätte. Es war für Europa vielleicht ganz unterhaltend, aber weder für Wien noch für München besonders rühmlich, daß die erlauchten Häuser von Wittelsbach und Habsburg sich gegenseitig mit „Fälscher", „Lügner", „Räuber" usw. traktierten und sich um einen alten Fetzen Papier erregten, als handelte sich's um eine blühende Provinz. Immerhin sah Maria Theresia dem Gelärm des blau-weißen Vetters ohne große Furcht zu, denn solange Bayern

keinen mächtigen Bundesgenossen hatte, war es nicht zu fürchten. Auf Frankreich, dessen Ressentiment für Österreich immer eine Gefahr bildete, konnte Bayern nicht zählen, denn Frankreich schien nichts anderes zu wollen, als tiefen, dauernden Frieden. Und hatte nicht erst kürzlich Friedrich von Preußen versichert, daß er Franz Stephan als Kaiser haben wollte?! Sobald Maria Theresias Mann erst in Frankfurt Salböl und Diadem empfangen hatte, konnte man über den weiß-blauen Vetter und seinen Fetzen Papier einfach weglachen . . .

Da aber fuhr aus dem schwarzen Gewölk der erste Blitzstrahl nieder. So unerwartet und jäh traf er die Königin, daß sie beinahe das Bewußtsein verlor und alle in Wien sich an den Kopf griffen, ob denn Wahrheit sei, was sie vernahmen, oder ob's nur ein bizarres Märchen. Friedrich von Preußen, der sich noch vor kurzem in Freundlichkeiten erschöpft, Friedrich von Preußen, dessen Leben einst Kaiser Karl vor dem tobenden Soldatenkönig gerettet und der nebst seiner Schwester eine Jahresrente von Wien aus empfangen hatte, Friedrich von Preußen rückte unversehens mit seinem Heer in Schlesien ein und ließ zu gleicher Zeit durch den Baron Gotter die vier schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf fordern. Als Gegengeschenk bot er der jungen Königin gegen all ihre Feinde sein Heer, seinen Schatz und seine Stimme für die Kaiserwahl. Zu spät fiel ihnen da wohl in Wien ein, daß Friedrich Wilhelm I. zu Seckendorf vom eigenen Sohn gesagt hatte: „Der österreichische Hof wird schon noch sehen, welche Schlange er an seinem Busen erwärmt hat," und

es half auch nichts, daß Bartenstein den preußischen Baron anfuhr: „Wie? Der Vater mußte als Erzkämmerer dem Kaiser das Waschbecken reichen und der Sohn will jetzt des Kaisers Tochter Gesetze vorschreiben?“ Preußen wich nicht von seiner Forderung; ebensowenig wie Bayern von seinen aus dem vergilbten Testament geschöpften Ansprüchen; die Völker Europas, die bislang lächelnd oder scheinbar nur mäßig interessiert den Querelen zugehört hatten, erhuben jetzt gespannt das Haupt, griffen nach dem Schwert, denn jedem schien der Augenblick günstig, um eigenen Vorteil zu erraffen und Österreich zu schädigen. All die schönen Erbländer, dazu noch Ungarn und Böhmen in den Händen einer Frau, — das war zum Lachen! Nie war der Moment günstiger, um eine alte Macht zu brechen, um ein beneidenswertes Reich aufzuteilen. Wenn mehr als halb Europa sich gegen eine Frau stellt, so müßte sie doch mit dem Teufel im Bunde sein, wenn man ihr das große Erbe nicht aus den Händen reißen und sie, die Kaisertochter, zur kleinen Fürstin degradieren könnte! Da treten Frankreich, Preußen, Bayern, Neapel, Schweden, Kurpfalz, Kurköln und Kursachsen zum Bündnis zusammen und bestimmen, daß der Preuße Schlesien, der Bayer die Erblande und die Kaiserkrone erhalten sollte. Und kaum ein halbes Jahr, nachdem Maria Theresia ihrem Land gelobt hatte, die Monarchie unteilbar zu bewahren, schließt Frankreich den Nymphenburger Vertrag ab, den die deutschen Mächte aus guten Gründen stets so geheim wie möglich hielten. Er lautete: „Die Großherzogin von Toskana (nichts weiter war für sie Maria Theresia!) erhält Ungarn

und das Land unter der Enns nebst Wien, dazu ganz Inneröſterreich, Bayern erhält die Kaiſerkrone und Böhmen, das Land ob der Enns und Tirol nebſt dem Breisgau, Sachſen erhält Mähren und Trottau, Jägerndorf, Teſchen, dazu den erblichen Königstitel von Sachſen-Polen, dem König von Preußen bleibt Schleſien, Spanien nimmt die Lombardei, Frankreich die Niederlande."

Was damals in der Seele der von allen Seiten bedrängten, von dem ehemaligen Schützling verratenen Frau vorgegangen ſein mag, hat kaum einer erfahren, denn äußerlich behielt ſie ihre Faſſung, ihre Würde, die bei ihr nicht etwa in Worten und Geſten beſtand, ſondern ſich aus der tiefen Überzeugung ihres guten Rechts und aus ihrem Selbſtbewußtſein herleitete. So läßt ſie denn Friedrich von Preußen antworten: „Feindliche Waffengewalt ſei nicht das Mittel, die pragmatiſche Sanktion aufrechtzuhalten. Was der König Rechtliches anbietet, das ſei er ohnehin als derſelben Garant ſchuldig zu leiſten. Daß er aber Geld biete und durch Krieg aufbringen wolle, ſei ſeiner nicht würdig, noch weniger der Königin, aus deren eigenem, von ihm ausgeſaugten Lande (Schleſien) dieſes Gold gezogen ſei. Daß er den Großherzog durch die Waffen krönen wolle, ſei deutſcher Verfaſſung und Freiheit zuwider: eines Kaiſers Wahl müſſe frei ſein. Sie habe nicht den Thron beſtiegen, um ihn zu zerſtückeln. Weder das Ganze noch die Hälfte Schleſiens könne ſie abtreten — und wolle der König Freundſchaft halten und ſich vergleichen, ſo müſſe er vor allem Schleſien verlaſſen."

Nun erbebte Öſterreich faſt durch ein Viertel-

jahrhundert unter dem Gebrüll der Geſchütze, das nur zeitweiſe von den Schalmeien der Friedensſchlüſſe übertönt wurde.

Zunächſt freilich teilte ſich die finſtere Wetterwand noch einmal, und ein Stern ſtieg über der Burg empor, der leuchtete, als wäre er ein Mirakel der alten Habsburger. Am 13. März 1741 wurde endlich, endlich ein Erzherzog geboren. Innerhalb fünf Jahren vier Wochenbetten, dazu aus Weſt und Nord bedroht, am Vorabend von Schlachten, deren unheimliches Grollen man ſchon deutlich hörte, — da wären die meiſten Wöchnerinnen wohl müde und verzweifelt geweſen, hätten das Neugeborene mit Tränen überſtrömt und gejammert, was aus dem armen Wurm, dem jeder ſein Erbe wegreißen wollte, wohl dereinſt werden würde. Nicht ſo Maria Thereſia.

Dieſe junge Frau iſt ſo kerngeſund an Leib und Seele, ſo fähig ein Glück zu empfinden und bis zur letzten Möglichkeit auszugenießen, daß ſie alle trüben Gedanken beiſeiteſchiebt und lachend zur Mutter ſagt: „Ich wollt', ich könnt' in drei Monaten ſchon wieder einen Buben haben!“

Die Bevölkerung antwortete ihr mit namenloſem Jubel. Die Burg war Tag und Nacht umlagert von Menſchen, die in rührender, oft überſchwenglicher Weiſe ihrer Freude Ausdruck gaben, in den Straßen ſah man nur lachende Geſichter und ſtrahlende Augen. Der venezianiſche Geſandte hatte wohl recht, wenn er an die Signoria berichtete: „Die Hoffnungen der Völker ſcheinen erfüllt zu ſein; ſeit dem Tod Kaiſer Karls betrachtet man dies Ereignis als die erſte Erhebung.“ Überall herrſchte die

Empfindung, daß endlich wieder ein Mann im Lande sei, und wenn dieser Mann auch nur ein drei Spannen langes Männlein war, wenn er auch noch nichts vom Leben wußte, als trinken, schlafen und schreien, so nützte er seiner Mutter und schadete er dem bayrischen Kurfürsten doch mehr, als eine ganze Armee. Zögernd und langsam nur waren die Herzen dem Liebeswerben der Königin gefolgt, nun aber, da der Bub' in die Händchen patschte, liefen sie im Eilschritt zu ihr hin. Eine ganze Woche hindurch jubilierte Wien wie nur diese fröhliche Stadt jubilieren kann, und als die Königin am 23. April, nach ihrer feierlichen Aussegnung, im offenen Wagen herumfuhr, fühlte sie zum erstenmal, daß sie eins war mit ihrem Volke. Am Hof war das Entzücken und der Stolz so groß, daß man an alle Höfe Notifikationen der Geburt schickte, sogar nach Bayern und nach Spanien, obwohl man in München wie in Madrid der pragmatischen Sanktion die Anerkennung weigerte. Nur nach Berlin ging keine Botschaft, denn mit dem Preußenkönig lebte man bereits in offenem Krieg. Vielleicht war es der Königin aber ganz recht, daß sie Friedrich in dieser Weise übergehen konnte, denn sie haßte keinen Menschen auf der Welt so grimmig wie ihn. Haßte ihn aber nicht etwa nur, weil er ihr das Erbe schmälern will — der bayrische Vetter will das ja auch, und zwar in noch höherem Maße! — sondern weil er sich gegen sie und ihr Haus — so faßte sie sein Verhalten auf — undankbar gezeigt hat.

Wie kindlich dankbar sie in allem fühlt, beweist ein kleiner Zug, der zugleich verrät, welche

Angst sie ausgestanden, daß sie am Ende eine vierte Erzherzogin zur Welt bringen müßte. Oft hatte sie gesagt und jeder hatte geglaubt, daß der erste Erzherzog, der ihr geschenkt würde, nach seinem kaiserlichen Großvater, Karl, heißen müßte. Als aber die Taufe nahte, vertraute die Königin ihrer Mutter, daß sie während all der Monate den heiligen Joseph so oft und so verzweifelt um seinen Schutz und um einen Sohn gebeten habe, daß sie dem Heiligen nun auch sichtbar ihren Dank bezeigen müßte. Da wurde das Männlein, das später ein großer Kaiser werden sollte, auf den Namen Joseph getauft. —

Der Stern, der bei der Geburt des kleinen Erzherzogs über der Burg aufgestrahlt hatte, wurde gleich wieder von dunklen Wolkenungetümen eingeschluckt. Neipperg verlor die Schlacht bei Mollwitz, seine Armee löste sich in wilder Flucht auf, Zieten drang mit seinen Husaren bis Korn-Neuburg und Stockerau vor und betrachtete aus funkelnden Siegeraugen den Wiener Stephansturm. Dem ungeheuren Jubel folgte nun ungeheurer Schreck. Wer konnte floh nach Ungarn, nach Steiermark, nach Kärnten. Und nicht genug mit dem Waffenglück Preußens überrumpelt der Bayer Passau, den Schlüssel der Donau, läßt seine und Frankreichs Dragoner weit ins Land hineinstreifen, (Frankreich ist nun doch sein Alliierter geworden!), bis auch sie den Stephansturm sehen, setzt seinem Übermut die Krone auf und schickt —— einen Trompeter nach Wien, der die Stadt zur Übergabe auffordern soll.

In diesen höchsten Nöten verfällt Maria There-

ſia auf einen Gedanken, der alle alten Habsburger mit Schrecken erfüllt hätte, verfällt auf ihn nicht aus ſpitzfindiger Überlegung, ſondern aus ihrem ſichern Inſtinkt, aus ihrem Temperament heraus, das mit ſeinem Ungeſtüm und ſeiner Suggeſtionskraft über Hinderniſſe wegſprengt, die ein kühler Verſtand niemals nehmen kann. Die Ungarn können ihr helfen, müſſen ihr helfen! In der Ritterlichkeit, dem Ehrgefühl und dem Feuer dieſer Nation ſpürt Maria Thereſia ein der eigenen Art verwandtes Weſen. Wenn ſie nach Ungarn geht und dieſen heißen, leichtbeweglichen und tapferen Männern darlegt, in welcher Not ſich ihre Königin befindet, dann werden ſie ſich um ſie ſcharen und für ſie ſtreiten, wie ſie früher ſo oft gegen Habsburg geſtritten, wenn es ſie in ihrer Freiheit und in ihrem Glauben bedrohen wollte. Keiner der alten Habsburger hätte es gewagt, die Ungarn zu den Waffen zu rufen, denn ſie mißtrauten dem Schwert in der magyariſchen Hand; Maria Thereſia aber fragt jetzt nicht nach altem Haß und alter Furcht. Sie ſieht in den Ungarn ihr Heil, will ſie gewinnen, traut ſich's zu, daß ſie's kann, und ſchifft ſich ſamt ihrem Mann und ihrem Töchterchen nach Preßburg ein, wo ſie, der Einladung einer ungariſchen Deputation folgend, zunächſt den Landtag hören und dann als Königin von Ungarn gekrönt werden ſoll.

Es iſt eine hübſche, hiſtoriſche Fabel, daß Maria Thereſia mit dem kleinen Joſeph auf dem Arm vor den mit Bewunderung erfüllten Ungarn erſchien, ihren Sohn zeigte, ihr Schwert ſchwang und unverzüglich vom Jubelgeſchrei umbrauſt war: „Leben und

Blut für Maria Thereſia, unſern König!" Hübſch und rührſam iſt das Bild gedacht, aber an ſeine Echtheit darf kein Menſch glauben. Zunächſt dauerte der Aufenthalt in Preßburg viel länger, als gemeinhin angenommen wird, und dann zeigten ſich die Magyaren nicht gleich ſo willfährig, wie eine wohlwollende Überlieferung annimmt.

Der Einzug in Preßburg geſtaltete ſich allerdings ſehr pompös. Maria Thereſia, die ihre Ungarn doch bis zu einem gewiſſen Grad kannte und gleich Katharina von Rußland unleugbares Talent beſaß, ſich wirkſam zu inſzenieren, traf auf einem Schiff ein, das über und über mit ungariſchen Wappen und Fahnen geſchmückt und deſſen Mannſchaft in rot-grün-weiß gekleidet war. Nachdem ſie in Schloß Wolfstal, unweit der Grenze, eine Deputation des ungariſchen Landtags empfangen hatte, „verkündete der Donner der Kanonen den längſt ſchon auf den Straßen und Plätzen, insbeſondere aber am Ufer der Donau ſich drängenden Einwohnern von Preßburg, ſowie den in unüberſehbarer Anzahl herbeigeſtrömten Fremden, daß der Zug ſich in Bewegung ſetze, welcher die Königin an der Landesgrenze zu bewillkommnen hatte. Die Biſchöfe in reich verzierten Wagen, die Magnaten und Abgeordneten zu Pferde, alle in glänzende Feſtgewänder gekleidet, begaben ſich nach dem eine halbe Stunde von Preßburg entfernten, am rechten Donauufer gelegenen ‚kleinen Berge', wo ſich Öſterreich von Ungarn ſcheidet und wo zum Empfang der Königin ein prächtiges Zelt aufgeſchlagen war."

In ein etwas höfiſch ſtiliſiertes ungariſches Nationalkoſtüm gekleidet, empfing die Königin den

Primas und seine lateinische Rede, die sie auch lateinisch erwiderte, bestieg dann mit ihrem Manne eine Art von Triumphwagen und zog unter begeisterten Eljenrufen, voll froher Zuversicht in das Land ein, auf das sie all ihre Hoffnungen gestellt hatte.

Schon der nächste Tag brachte eine bittere Enttäuschung.

Die Ungarn, wohl wissend, daß die Königin als Bittende kam, dachten zunächst gar nicht daran, Erfüllungen zu gewähren, ehe sie nicht gewichtige Gegenleistungen in Empfang genommen hatten. Der Landtag legte der Königin Stöße von Resolutionen zur Unterschrift vor, die alle darauf zielten, Ungarn nicht nur seine alten Freiheiten zu garantieren, sondern ihm neue zu verschaffen und es von der Hofkammer in Wien völlig unabhängig zu machen.

Tagelang wogte der Streit zwischen dem Landtag und der Königin. Der Landtag wurde immer dringender, immer heftiger, und die Königin, die doch so gern ihr Temperament dahinsprengen ließ, mußte sich übermenschlich beherrschen, um die heftigen Herren nicht vor den Kopf zu stoßen und dennoch ihre königlichen Landesrechte leidlich zu wahren. Sie beherrschte sich, aber vor dem Judex curiae Esterhazy hat sie bitterlich geweint über das Mißtrauen, das sie in dem ganzen Verhalten des Landtags erblickte. Und auch als sie etliche Tage später in einem prunkvollen Wagen zur Krönung fuhr, sah ihr von Edelsteinen umfunkeltes Gesicht nicht nur vor Erregung blaß, sondern es sah auch tief traurig aus.

In der Kirche wurde die Krönung nach jahr-

hundertealten Riten vollzogen. Kniend schwor die Königin auf das Evangelium, daß sie die Gesetze des Landes aufrecht halten und Gerechtigkeit in Ungarn walten lassen wollte. Sie legten ihr den Mantel des heiligen Stephan um die Schultern, reichten ihr das Schwert, mit dem sie dreimal das Kreuzeszeichen über das Volk zog, setzten ihr die Krone aufs Haupt und nannten sie zum erstenmal: „Geheiligte apostolische Majestät!"

Nachdem sie dann nochmals, unter freiem Himmel, dem Volk den Eid wiederholt hatte, ging's zum Königshügel, an dessen Fuß ein reich geschirrtes, schwarzes Pferd stand. Die Königin verließ den Wagen, ergriff das köstliche Schwert, das sich ihr Vater für die ungarische Krönung hatte fertigen lassen, und bestieg den Rappen, um, wie der Brauch es forderte, den Hügel hinanzureiten. Bis zu diesem Augenblick war alles, was sie heute getan, genau der ehrwürdigen Tradition gemäß gewesen, und der feierliche Kaiser Karl selber hätte nicht feierlicher und zeremonieller sein können, als seine Tochter. Wie sie aber im Sattel sitzt, geht doch wieder die Maria Theresia aus Wien mit der ungarischen Königin durch. Sie vergißt alle Trübsal dieser letzten Monate, allen Zwist dieser letzten Tage, fühlt nur, daß sie ein Pferd unter sich hat, daß sie jung und schön ist und Königin obendrein. Da kommt's jäh über sie wie ein Rausch von Kraft und Majestät.

Im Galopp sprengt sie den Hügel hinan, daß unter der Krone blonde Haarsträhne lustig vorwehen und die lichte Frau auf dem schwarzen Roß anzusehen ist wie eine Gestalt aus slawischer Sage. Droben auf dem Hügel zügelt sie den Gaul, schwingt ihr

Schwert nach den vier Windrichtungen zum Zeichen, daß sie das Reich nicht nur schützen und ehren, sondern auch mehren wolle. Da flammen nach Süd und Nord, nach Ost und West die arabischen Worte der Damaszenerklinge: „Im Namen Gottes, des milden Allerbarmers, Hilfe von Gott und naher Sieg und frohe Botschaft für die Gläubigen!“ Wie eine goldene Welle von Schönheit und Siegeszuversicht flutet es von dem Hügel herab, auf dem die lichte Reiterin schwertschwingend hält, spült Harm und Mißtrauen weg, schmeichelt Herrscherin und Volk zueinander bis — ja, bis sie beim Krönungsmahl neben Franz Stephan saß und wieder daran dachte, daß sie nicht nur eine Königin, sondern auch die zärtlichste Ehefrau war. Da freute sie der ganze schöne Tag nicht mehr recht, denn über Franzls Stirn lag deutlicher als sonst der Schatten, der nur daheim, in Lüneville, von ihm gewichen war. Für ihn, den Großherzog von Toskana, war in diesen Tagen nicht eine Handbreit Raum gewesen, von dem aus er in würdiger Weise den Triumph seiner Frau hätte ansehen können. Die Ungarn betrachteten ihn überhaupt nur als ziemlich lästige Nebenerscheinung, und so hatte er sich durch Gassen und Gäßchen drücken müssen, wie irgendeiner, um von der ganzen Feierlichkeit etwas zu erhaschen. Sein begreiflicher Ärger darüber war so groß, daß er sogleich von Preßburg abreisen wollte; wenn er's unterließ, so geschah es nur, weil er in seiner Freundlichkeit seiner Frau die Feststunden nicht beeinträchtigen mochte, und weil man ihm wenigstens beim Krönungsmahl einen anständigen Platz angewiesen hatte.

Maria Thereſia ſchwieg, weil ſie ſchweigen mußte, aber das Herz tat ihr weh, wenn man ihren Mann ſo völlig beiſeite ſchob. Dieſe Frau, ſonſt in allem ſo klar, blieb ſich doch zeitlebens über ihr eigenes Weſen im unklaren und ahnte alſo nicht, daß in künftigen Tagen, in ihrem künftigen Leben, ſie ſelbſt den geliebten Franzl zur Rolle des intereſſierten Zuſchauers verdammte.

6.

Das prunkvolle Intermezzo der Krönung hatte die Verſtimmung zwiſchen der Königin und dem Landtag nur unterbrochen, nicht beendet. Immer dringender warben die Ungarn um politiſche und adminiſtrative Konzeſſionen, immer verletzter fühlte ſich Maria Thereſia. Sie büßte in dieſen Tagen die Sünden der alten Habsburger, die den Ungarn ſtets alles verſprochen und nichts gehalten hatten, ſo daß ihr immer wieder der Vorwuf entgegenklang, ſie ſei genau ſo tückiſch wie ihre Vorfahren, horche nur auf ihre deutſchen Miniſter und laſſe keinen Ungarn je zu ſeinem Recht kommen. Die Mißſtimmung führte zu Kleinlichkeiten, die zugleich komiſch und ärgerlich wirkten. So feilſchte der Landtag in ganz kläglicher Weiſe herum, als es ſich um das übliche Krönungsgeſchenk für die Königin handelte. Ob man ihr hunderttauſend oder hundertfünfzigtauſend Gulden ſchenken ſollte, wurde in langen, wildbewegten Sitzungen beraten, und ſchließlich ſtreckte gar eine Dame der Ariſtokratie dem Landtag das Krönungsgeſchenk vor, weil er im Augenblick überhaupt keine Mittel zur Verfügung hatte. Da die Königin ihrerſeits immer mehr zögerte, den ungariſchen Forderungen nachzugeben, dagegen die Anerkennung Franz Stephans als Mit-

regent forderte, ſchien es wiederholt faſt, als ob es zum Bruch zwiſchen der Krone und dem Land kommen wollte.

Anonyme Schmähſchriften gegen die Königin wurden in Umlauf gerückt, ein Teil der Deputierten wollte zornig nach Hauſe reiſen, weil ſie fanden, daß ſie mit ihrer Anweſenheit doch nichts ausrichteten. Unvermeidlich ſchien der Bruch, und dennoch fanden ſich ſchließlich die Königin und ihr Volk überraſchend ſchnell wieder zuſammen, nicht nur, weil ſie beide einſahen, daß ſie ſich nicht entzweien durften, ſondern mehr noch, weil die Erfolge der feindlichen Waffen ſie wieder zueinander trieb. Vergeblich hatte Maria Thereſia verſucht, ſich mit Bayern friedlich auseinander zu ſetzen, vergeblich die Hilfe Englands erfleht. Um Oberöſterreich wie um Böhmen mußte ſie ſtreiten, und die Miniſter in Wien, die ängſtlichen Herren, rieten ihr, Niederſchleſien ohne einen Schwertſtreich an den Preußenkönig abzutreten.

Der Rat war ängſtlich, vielleicht auch klug, aber unannehmbar für die Frau, die geſchworen hatte, die Monarchie ungeteilt zu erhalten, wie der Vater ſie ihr vererbt hatte. So beſchloß Maria Thereſia, ohne die Wiener Herren zu handeln und zu tun, was ihr kühnes Herz ſchon lange hegte und begehrte.

An einem Septembermorgen des Jahres 1741 berief ſie die Stände zu ſich auf das königliche Schloß. Trat unter ſie in Trauerkleider gehüllt, die Krone des heiligen Stephan auf dem blonden Haupt. In leidenſchaftlicher Rede ſetzte ſie ihnen ihre verzweifelte Lage auseinander. „Es handelt ſich um das Königreich Ungarn, um Unſere

Person, um Unsere Kinder, um die Krone. Von allen verlassen, flüchten Wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände in dieser äußersten Gefahr für Unsere Person, Unsere Kinder, die Krone und das Reich, ohne die geringste Versäumnis werktätige Sorge zu tragen. Was an Uns liegt, soll geschehen, um den früheren, glücklichen Zustand Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wiederherzustellen. In all dem werden die getreuen Stände die Wirkungen unserer gnädigen Gesinnung erfahren."

Welches Volk, welches ritterliche Volk vermöchte einer Königin zu widerstehen, die weinend um Schutz für sich und ihre Kinder fleht!? Trotz all ihrer Selbstbeherrschung hatte die Königin ja bitterlich geweint, als sie von ihren Kindern sprach, denn sie dachte nicht nur an die zwei, die in der Burg spielten, sondern auch an ein drittes, das im Frühjahr zur Welt kommen sollte. Ihre Tränen, die Hilflosigkeit ihres Zustandes und der Mut, der doch immer noch aus ihren Worten sprach, ergriffen die Ungarn mächtig, deren Eitelkeit es auch schmeichelte, daß die Königin vor allen andern bei ihnen Schutz suchte. Als Antwort auf das Flehen Maria Theresias scholl ihr Säbelklirren entgegen und der hundertstimmige Ruf: „Leben und Blut für unsere Königin!"

Maria Theresia war dankbar und bewegt, aber ihr Herz blieb nach wie vor bedrückt. Nun, da die Ungarn zufrieden waren, blickte die deutsche Partei voll Unmut und Angst drein und meinte wohl: „Die Königin täte besser, sich und die Ihrigen

dem Teufel, als den Ungarn anzuvertrauen." Und die Ungarn wiederum blieben nach wie vor gleichgültig, wenn nicht gar verächtlich gegen Franz Stephan, wenn sie ihn nunmehr auch gnädig als Mitregenten ansahen. Teilnahmlos, fast gelangweilt hörten sie zu, wie er schwor, daß er für die Königin und für Ungarn sein Leben opfern wollte. Etwas mehr Interesse bewiesen sie dem kleinen Joseph, den man nach Preßburg flüchtete, aber von der großen, freudigen Bewegung, mit der das Kind nach allgemeiner Überlieferung die Ungarn erfüllt haben soll, war kaum etwas zu spüren. Kolinovits berichtet über seine Ankunft in Preßburg ganz kühl: „Einem Eichhörnchen gleich blickte der sechsmonatliche Prinz von dem Arme seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herzudrängende Volk, als er von dem Landungsplatz nach dem königlichen Schlosse fuhr."

Maria Theresia scheint sich auch trotz des Schwertergeklirrs der Magnaten und ihres impulsiven Versprechens keinen besonderen Illusionen über baldige Triumphe hingegeben zu haben, wenigstens schrieb sie noch im Oktober von Preßburg aus an ihre Schwiegermutter: „Ich weiß keinen sicheren Zufluchtsort, an dem ich in Ruhe mein Wochenbett abhalten könnte."

Immerhin blieben ihr die Gewißheit und die Beruhigung, daß die Ungarn ihr ein Heer zur Verfügung stellten, um sie zu schützen und in ihr das eigene Land. So konnte sich doch vielleicht noch ein neues Mirakel begeben und die Monarchie ungeteilt in den Händen der großen Erbtochter bleiben, wie Kaiser Karl es gewünscht und bestimmt hatte.

7.

Grimmig ſchlägt der bayriſche Löwe ſeine Pranken in köſtliche, öſterreichiſche Erblande und über ihm kreiſt der preußiſche Aar, der Schleſien ſchon als ſichere Beute in den Fängen hält. Frankreich giert nach den Niederlanden, Spanien nach der Lombardei und wie Vipern züngeln die kleinen italieniſchen Höfe, die ihren Kärrnergewinn vom Bau der Könige haben möchten. In tödlicher Umklammerung ſteht einſam die Tochter der Cäſaren, und ihr tiefſter Fall ſcheint nur mehr eine Frage der Zeit ...

In all den Wirrniſſen um ſich her hält Maria Thereſia die Augen ſtarr auf Böhmen gerichtet. Böhmen darf nicht verloren gehen, „denn ohne dasſelbe wäre ich nur eine arme Fürſtin. Mein Entſchluß iſt gefaßt, alles aufs Spiel zu ſetzen um mir Böhmen zu retten.“ Wenn der Bayer erſt in Prag die Huldigung als König empfinge, ſtünde ſeiner Wahl zum Kaiſer nichts mehr entgegen, und das Kaiſerdiadem, das die Habsburger wie einen unveräußerlichen Schatz ihrer Dynaſtie betrachtet hatten, würde auf Karl Albrechts Stirn nicht nur als Krone leuchten, ſondern auch als Symbol von Habsburgs Schmach und Abſtieg. Prag, das goldene Prag, muß erhalten werden um jeden Preis! Wenn Prag

den Bayern in die Hände fiele, wär's für Maria Thereſia beſſer, die Mutter hätte ſie nie geboren . . .

Prag geht verloren, der Bayernkurfürſt zieht ein, läßt ſich als König von Böhmen huldigen, hält an der Moldau ein paar Wochen lang Hoflager und zieht dann weiter, auf Umwegen nach Frankfurt, wo die Fürſten ihn als Karl VII. zum römiſchen Kaiſer erwählen. Der Eindruck, den dieſe Siegesnachrichten auf die Königin und den Wiener Hof machten, läßt ſich kaum ſchildern. Die Königin, die gerade einer dreitägigen Andacht beiwohnte, die ſie für das Waffenglück ihres Gemahls (der natürlich im Felde ſtand) abhalten ließ, weinte faſſungslos, der Prinz von Lothringen fiel in Ohnmacht. Der Feldmarſchall Khevenhüller erhielt aus Franz Stephans Händen das Bild der Königin und des kleinen Joſeph, dazu den verzweifelten Brief:

„Lieber und getreuer Khevenhüller!

Hier haſt Du eine von der ganzen Welt verlaſſene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinſt Du will aus dieſem Kind werden?

Sieh, Deine gnädigſte Frau erbietet ſich Dir als einem getreuem Miniſter; mit dieſem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles was Unſer Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vaſall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getraueſt. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild, tue was Du recht zu ſein glaubſt; ſei blind in Verurteilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhendem Lehrmeiſter in den un-

ſterblichen eugeniſchen Taten und ſei verſichert, daß Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unſerer Majeſtät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunſt und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangeſt. Solches ſchwören wir Dir bei Unſerer Majeſtät. Lebe und ſtreite wohl!

Maria Thereſia."

Um Böhmen wieder zu gewinnen kam Maria Thereſia ſogar zu einem Entſchluß, den ſie noch vor kurzer Zeit mit Entrüſtung zurückgewieſen hatte. Sie trat mit dem „böſen Mann", wie ſie in ihrer kindlichen Art den Preußenkönig nannte, in Friedensverhandlungen ein, damit ſie ſich nicht länger gegen zwei Feinde auf einmal wehren mußte, alle Heeresmacht und allen Grimm auf den Bayernfürſten, den ſie niemals als Kaiſer anerkennen wollte, auszuſchütten. So wehe es ihr auch tun mochte, ſie gab Schleſien auf, um Böhmen zu erlangen, hoffte natürlich im ſtillen, ſich bei einer ſpäteren Gelegenheit Revanche von Preußen zu holen.

Da der preußiſche Aar geſättigt heimflog, lockerten ſich auch die Pranken des bayriſchen Löwen, und nach harten Kämpfen gegen Bayern und Franzoſen kehrte endlich Prag, das goldene Prag wieder zu der rechtmäßigen Herrin zurück. Am 12. Mai 1743 wurde Maria Thereſia feierlich im Dom als Königin von Böhmen gekrönt.

Es wäre nun anzunehmen, daß ihre Jubelſtimmung ebenſo groß geweſen ſei, wie ihre Verzweiflung vor anderthalb Jahren, aber ſie ſcheint in der goldenen Stadt zu keiner rechten Fröhlich-

keit gekommen zu sein, wenngleich sie sechs Wochen dort verweilte, Feste und Bälle mitmachte. Ihre Unfähigkeit zu vergessen, mag daran schuld gewesen sein. Niemals, solange sie auch noch lebte, konnte sie völlig überwinden oder auch nur gelassener betrachten, was sie in den Tagen erlitten hatte, da der Bayer an der Moldau saß. So unlöschlich bleibt der kurze Verlust Böhmens in ihrem Herzen eingegraben, daß sie sich noch nach mehr als dreißig Jahren mit Tränen daran erinnert und nur widerwillig in die Teilung Polens willigt, weil sie zu genau weiß, wie das tut, wenn ein Land aufgeteilt werden soll ... Auch mit dem Prager Adel, der sich zum Teil schon dem neuen Herrn ergeben hatte, war sie sehr unzufrieden und zögerte nicht, ihn durch harte Strafen für seinen Abfall zu züchtigen. Fürsten, Gräfinnen, Erzbischöfe, sowie Doktoren und Räte allerart sind teils aus der Stadt „abgeschafft", teils mit Zurücklassung ihrer Familie und Vermögen landesverwiesen worden, noch andere „zu der Tortur und Degradation verurteilt, einige in opere publico öffentlich die Gassen butzen müssen, andere im Spinnhauß zu täglicher schwerer Arbeit mit ordinari Prügeln condenmieret, ander wirklich torquieret, ausgepeitschet und in ewige Gefängnuß geworfen worden". So gut und vornehm sie sonst auch zu denken vermochte, in Prag schwieg ihr jede Milde. Selbst über die fünfzig kleinen Kinder und schwangeren Frauen, die, von einem Priester geführt, Verzeihung für die Väter und Männer erbetteln wollten, sah sie hinweg und sprach das Königswort „Gnade" nicht aus.

Gegen einen einzigen Rebellen erwies sie sich

in Prag huldreich, und zwar just gegen den, der sie am tiefsten beleidigt hatte, — gegen den Kurfürsten von Bayern. Ein Reskript von ihm, das unter anderem den Leibeigenen die Freiheit versprach, wenn sie sich gegen Österreich stellen wollten, sollte durch die Hand des Henkers verbrannt werden. Die Umgebung Maria Theresias hatte zu diesem entehrenden Urteil gedrängt, im letzten Augenblick aber versagte die Königin ihre Einwilligung. „Die gekrönten Häupter sind sich immer Ehrfurcht schuldig. Man möge die Schriften verbrennen, aber nicht durch jene unwürdigen Hände."

Das hohe Souveränitätsbewußtsein, das aus diesen Worten spricht und ein uraltes Erbstück der Habsburger war, äußerte sich freilich bei der temperamentvollen Frau nicht immer so vornehm, wie bei diesem Reskript, sondern stieg zuweilen ins Lächerlich-Vermessene. Da der Marschall Belle-Isle die Übergabe Prags anbietet, antwortet ihre flinke Zunge gleich: „Das Schwert des Mordbrenners genügt mir nicht, ich will seinen Kopf haben!" Wenn sie späterhin mit der Republik Genua einen Zwischenfall zu erledigen hat, bei dem sie obendrein noch im Unrecht ist, fordert sie kurzweg, daß der Doge mit sechs Senatoren in der Burg erscheinen und sie um Verzeihung bitten solle, eine Forderung, die Genua natürlich mit dem Hinauswurf sämtlicher Österreicher aus dem strittigen Gebiet beantwortet . . .

Ihr Temperament, das zeitlebens ihre Stärke und ihre Schwäche blieb, trat auch in Prag trotz Härte und Vornehmheit in drolliger Weise zutage. Die siegreiche Herrscherin ist nämlich nicht nur empört,

sondern auch verärgert, einfach verärgert über die Haltung der goldenen Stadt, und sie macht diesem Ärger in höhnischem Gebrumm Luft, wie eine schlecht gelaunte Bürgersfrau. Sie will an einem Sonntag, zu allerfrühester Morgenstunde gekrönt werden; der Hofkanzler, Philipp Kinsky, macht sie darauf aufmerksam, daß dies nicht gut anginge, weil erstens der Samstag ein Fasttag sei, und zweitens die Bürger, die sich schon um drei Uhr morgens versammeln müßten, keine Messe hören könnten. Da fuhr ihm aber die Königin gleich über den Mund und schickte ihm ein Schreiben, drin in jeder Zeile auf Preßburg exemplifiziert wurde, das doch etwas ganz anderes vorstelle, als Prag, und wo man es mit der Krönung ebenso gehalten habe.

„Zu Preßburg war noch weniger Zeit. Der Landtag in Prag ist von keiner solchen Importanz als in Ungarn, wo alles in drei Tagen geschehen ist. Der Kurfürst hat noch weniger Zeit gelassen; wegen der Tafel hat es kein Bedenken, werde schon denselben Tag Fisch essen." Sie besteht darauf, daß die Krönung am Sonntag stattfinde. „Zu Preßburg ist es ebenso gewesen. Kirchen gibt es genug, daß die Bürger Messe hören könnten. Ist also alles auf die Resolution vorzubereiten, indem ohnedies grantig genug sein werde . . ."

Kinsky bringt es zwar doch dahin, daß die Zeremonie um acht Tage verschoben wird, aber vom Sonntag läßt sie nicht und auch nicht von der wegwerfenden Art, sie zu glossieren. „Habe die Kron' aufgehabt, ist schwerer als die von Preßburg, siehet einem Narrenhäubel gleich."

Zwei Stunden vor der Krönung traf die Nach-

richt ein, daß bei Braunau ein großer Sieg über die Bayern errungen worden ſei; die erbeuteten Fahnen ſandte der galante Feldherr, Karl von Lothringen, als Geburtstagsgeſchenk an die königliche Schwägerin. So wehten über Tage voll Härte und Ärger doch noch die Standarten ſtolzer Freude hin, die ſich freilich alsbald wieder ſenken mußten, da Maria Thereſia und Friedrich von Preußen zum zweiten Male um Schleſien rangen.

8.

Fünf Jahre hatten die Kriege mit Preußen und Bayern verſchlungen, fünf Jahre, in denen Maria Thereſia Herrſcherleid und Herrſcherglück aus vollen Schalen trank. Fünf Jahre lang hatte ſie gegen Männer, gegen Feldherren geſtritten wie ein Mann und hatte doch nimmer Feldherrnluſt betätigen, niemals ihre Truppen ſelber ins Feld führen dürfen, wie ſie es ſo gern getan hätte. Drei Kinder hatte ſie in dieſen fünf Jahren zur Welt gebracht, ein Chriſtinerl, eine Lieſl und einen Karl, — da vergehen einem die Gedanken an das Oberkommando, ſelbſt wenn man ein ſo tapferes Herz in der Bruſt trägt und ſo gut zu Pferde ſitzt, wie die junge Königin. Podewils hat wohl recht, wenn er meint, man merke ihr oft an, wieviel lieber ſie ein Mann ſein und ſich ſelbſt an die Spitze ihres Heeres ſtellen möchte, ſtatt untätig dazuſitzen und ein Kind zu wiegen. Franz Stephan freilich findet die Feldherrnambitionen ſeiner Frau überflüſſig, vielleicht auch etwas barock. Dazu ſind doch Männer, dazu iſt in erſter Linie er ſelbſt da! Er hat zwar im erſten ſchleſiſchen Krieg die Hoffnungen ſeiner Gattin ebenſo enttäuſcht, wie damals vor den Türken, aber das hindert ihn nicht, ſich immer noch für einen erwählten Feldherrn zu halten und auch im

zweiten schlesischen Krieg das Oberkommando zu verlangen. Maria Theresia, die nichts vergißt, versucht zuerst, die Sache scherzhaft zu nehmen, mault, daß der Franzl sie allein lassen will, will ihn durch Liebkosungen und Tränen zum Bleiben bewegen. Franz Stephan aber ist erhaben über Liebkosungen und Tränen und verlangt seinen Kommandostab. Wie die Königin merkt, daß es ihm voller Ernst ist, gerät sie in ihren schönsten, feuerroten Zorn und macht ihrem Franzl eine Szene, daß sie beide krank davon werden.

Übrigens hielten die schönen Hände der Königin gleich ein Pflaster für die Wunde bereit, die sie in jener turbulenten Szene seiner Eitelkeit schlagen mußte: sie setzte es durch, daß die deutschen Fürsten ihn zum Kaiser wählten. Am 4. Oktober 1745 wurde der Großherzog von Toskana zu Frankfurt als Franz I. gekrönt. Wie er in seinem schauderhaften Krönungsornat aus dem Römer heraustritt, ruft ihm eine helle Frauenstimme vom Balkon eines Hause zu: „Vivat Franciscus!" Ist aber nicht etwa ein kleines, phantastisches Mädel, das sich da Hals über Kopf in den hübschen Kaiser und seinen Nimbus verliebt hat, nein, Frau Maria Theresia, Königin von Böhmen und Ungarn, Erzherzogin von Österreich ist's, die da oben steht, vergnügt in die Hände patscht und übers ganze Gesicht lacht vor Stolz und vor Vergnügen. Das ist so ganz sie, so ganz die liebe Wienerin, die den vergnügten Schnabel nicht halten kann, daß auch Franz lächelt und mit seinen grotesken, perlgestickten Riesenhandschuhen eine komische Geste der Verzweiflung macht, als wollt' er sagen: ‚Schau nur her, wie abscheulich ich

heut bin!' Der selige Kaiser Karl hätte sich gewiß im Sarge umgedreht, wenn er erfahren, wie unzeremoniell sich seine losen Kinder just am allerfeierlichsten Tag und noch dazu in der Öffentlichkeit benahmen, aber den Leuten ringsum gefielen sie so. Manch einer bedachte wohl voll Bewunderung den Dornenweg, den die tapfere, junge Frau hatte durchlaufen müssen, bis sie so fröhlich da oben stehen und ihrem Kaiser zujubeln durfte: „Vivat Franciscus!" Wahrlich, Maria Theresia durfte an diesem Oktobermorgen sehr stolz auf sich sein, denn da Franz den Goldreif um die Schläfe trug, wurde es aller Welt klar, daß nichts sich in den alten Traditionen der Dynastie Habsburg geändert hatte. Die Monarchie blieb ungeteilt, die Kaiserkrone dem Hause erhalten. Wohl tobte noch Krieg in Flandern und in Italien, aber Frankreich war in sich so geschwächt, daß Maria Theresia es nicht mehr zu fürchten brauchte, und wenn Schlesien auch verloren blieb, so hielt sie sich eben an Bayern schadlos ... Mit übermenschlicher Kraft hatte sie ihr großes Erbe vor den gierigen Händen der fremden Männer bewahrt; wenn sie in die Kapuzinergruft hinabstieg, um am Sarge ihres Vaters zu beten, dann durfte sie ihm sagen, daß sie sein treues und mutiges Kind gewesen sei. Wenn sie ihn einst im Gelbschnabelübermut nur als ihres Reiches Verweser betrachtete, so hat sie in Jahren voll Leides die töchterliche Respektlosigkeit gebüßt und Sühne geboten, indem sie den Einheitsgedanken des toten Vaters verwaltete und erfüllte, daß er über den Tod hinaus stolze Wirklichkeit wurde.

Da Maria Theresia endlich Atem schöpfen, fried-

lich in der Burg sitzen und regieren konnte, erwachte in ihr viel Junges, das in den schweren Zeiten schon fast gestorben schien. Die lebenslustige, hübsche, übermütige Frau von ehedem kam wieder zum Vorschein, die Maria Theresia mit dem österreichischen Gesicht. Dies Kaiserpaar war anders, ganz anders, als man je eines in Österreich gekannt hatte. Das merkte man jetzt erst deutlich, wo sie nicht mehr durch Trauer und Unpopularität bedrückt und unsicher gemacht, vergnügt und harmlos inmitten eines vergnügten, harmlosen Volkes wandelten. Ohne jemals in taktlose Familiarität oder in fade Popularitätshascherei zu verfallen, waren sie herzlich, frisch und abgesagte Feinde alles Zopfes, aller Rückständigkeit. Sie liebten Gelächter, Feste, Pracht, wenngleich Franz immer nur ganz schlichte Kleider trug, und sie nur bei großen Gelegenheiten durch köstliche Edelsteine verbrämte. Auch hierin ist Maria Theresia wienerisch: sobald sie sich nur ein wenig regen kann, fliegt das Geld gleich scheffelweise zum Fenster hinaus. Während Friedrich von Preußen nur zweimalhunderttausend Taler im Jahr für seine Bedürfnisse verbraucht, kostet der Hofhalt in Wien sechs Millionen Gulden. England, das schließlich doch noch ihr Kriegsbundesgenosse geworden war und sie auch jetzt, im Frieden, unterstützte, murrte zwar ein wenig, daß es seine Subsidien nicht für luxuriösen Firlefanz zahle, aber Maria Theresia kümmerte sich um sauertöpfische Britengesichter genau so wenig, wie ihr Vater es einst in Barcelona getan. Bälle, Karussells, Belustigungen allerart reihen sich aneinander, und das Wort: „Mutterschaft macht müde“ verliert vor dieser Königin alle Wahr-

heitskraft. In zwanzig Jahren bringt sie sechzehn Kinder zur Welt, ist dabei aber noch als alternde Frau so lebenslustig, daß es ihr Freude macht, Feste zu veranstalten, bei denen Soupers für zehntausend Personen gekocht werden und bei denen man sich auf ein solches Gedränge gefaßt macht, daß in Nebenräumen Betten, Verbandzeug, Ärzte und Hebammen in Bereitschaft sind. Wenn sie nach ihren Staatsgeschäften nicht tanzen oder sich sonst amüsieren kann, steigt sie zu Pferd und reitet, daß allen das Herz im Leibe lacht und zittert zugleich. Es kostet viel Mühe, sie von diesen halsbrecherischen Ritten abzubringen; da es ihrer Umgebung endlich gelungen ist, weiß sie schon wieder ein anderes Mittel, um ihrer Lebhaftigkeit und ihrem Bewegungsbedürfnis genug zu tun: sie läuft spazieren. Läuft drei, vier Stunden nacheinander in Sonne, Wind und Wetter in der Umgebung Wiens oder ihrer Lustschlösser herum, kehrt sans façon da und dort, in diesem oder jenem adeligen Landhaus ein und plauscht bei einer Tasse Kaffee wie irgendeine behäbige Wienerin, denn immerfort ist und bleibt sie Wienerin, obgleich sie und Franz große Vorliebe für französisches Wesen und französische Sitten hegen. Als Patrioten und Politiker müssen sie beide, insbesondere der Kaiser, Frankreich hassen, aber als Menschen, die zugleich Freiheit und graziöse Formen lieben, gefallen ihnen die Äußerlichkeiten, die von der Seine herkommen, sehr gut. Franz, der nur zu Lebzeiten seines Schwiegervaters deutsch radebrechte, bedient sich jetzt ausschließlich der französischen Sprache, (Maria Theresia spricht zeitlebens allerösterreichischsten Dialekt), und das Hofkleid

von Verſailles verdrängt die düſtere Feierlichkeit der ſpaniſchen Tracht. Da man ein bißchen galliſchen Firnis auflegt, ſpielt man natürlich auch mit Leidenſchaft Haſardſpiele; Maria Thereſia iſt ſogar eine paſſionierte Spielratte und verliert zuweilen Unſummen. In ihren alten Tagen wird ſie zwar das Spiel und die junge Marie Antoinette, die ihm huldigt, wütend verdonnern, aber in ihrer Jugend iſt ſie einmal dem Spielteufel ſo verfallen, daß ſie am Hof munkeln, der König von England habe ihr durch ſeinen Botſchafter ſanfte Vorſtellungen machen laſſen. Sehr komiſch iſt aber wiederum, daß ſie keine angenehme Spielerin geweſen ſein muß, weil ſie ärgerlich wurde, wenn ſie verlor, und ſich ihren Unmut auch merken ließ.

Wie alle hübſchen Frauen war Maria Thereſia ſehr eitel, ſehr anſpruchsvoll in allem, was mit dem Kult ihrer Erſcheinung zuſammenhing, und ihre Kammerfrauen zitterten vor den Stunden, die ſie, um die Herrin bemüht, am kaiſerlichen Putztiſch verbringen mußten. Immer wieder rupfte und zupfte die hübſche Frau an ihrem Haarbau oder an ihrem Kopfputz herum, ließ ihn immer wieder zerſtören, friſch kräuſeln, wieder auftürmen, bis er endlich, oft erſt nach drei, vier langwierigen Verſuchen, ihren Beifall fand. Ihrer erſten Kammerfrau, Karoline von Hieronymus, blieb die Erinnerung an dieſe Ankleideſtunden zeitlebens ſo ſchreckhaft im Gedächtnis, daß ſie, auch als ſie längſt verheiratet war, nichts von Toilette und Toilettenkünſten hören konnte und ſich ſchon in jungen Jahren reizlos wie eine Matrone kleidete.

Eine kleine Entſchuldigung kann Maria Thereſia

freilich für ihre Eitelkeitstyrannei vorbringen: sie will um jeden Preis für ihren Franzl schön sein, will ihm so sehr gefallen, daß er an keine andere denkt, keine andere anschaut. Leider will dies aber trotz der entzückendsten Frisuren und der prächtigsten Kleider nicht gelingen; was der Franzl sich denkt, weiß man freilich nicht, aber daß er andere anschaut, weiß seine Frau dafür um so sicherer. Ja, und wenn's noch mit dem Anschauen getan wäre! Der schöne Franzl ist aber nicht umsonst ein Franzos, nicht umsonst Neffe, Großneffe und Enkel großer Lebemänner. Vermutlich hatte er überhaupt kein Talent zur ehelichen Treue, seine Talentlosigkeit wurde aber sicher noch gefördert durch die ungewöhnliche und komplizierte Stellung, die er der Gattin gegenüber einnahm. Gewiß, die schöne Königin vergötterte ihn, hatte ihn zum Herrn ihres Herzens, zum Mitregenten ihrer Länder, zum römischen Kaiser gemacht. So überreich hatte sie ihn beschenkt, daß er sich zuweilen bettelarm vorkam und immer mehr in den Schatten versank, der nur daheim, in Lüneville, von ihm gewichen war. So war es vielleicht doch nicht nur Treulosigkeit, nicht nur Gier nach einem neuen Reiz, die ihn zu anderen Frauen trieb, sondern auch das unstillbare Verlangen, so geliebt zu werden, wie andere Männer geliebt werden, wie jeder Mann geliebt sein will. Er wollte eine Frau, die zu ihm aufsah, ihn bewunderte, die sich durch seine Neigung nicht nur beglückt, sondern auch gehoben, geadelt fühlte, wollte einmal der Gebende sein, nicht immer nur der Empfangende. Bei aller wirklichen Neigung, die er für Maria Theresia empfand, gab es doch gewiß

Stunden und Tage in seinem Leben, an denen ihm ihre derbe, laute und selbstbewußte Art auf die Nerven fiel, Stunden und Tage, an denen sie ihm viel zu sehr femme d'État war, indeß er sich nach einer femme charmante sehnte, die nichts von Staatsgeschäften wußte, nicht drei Kronen auf dem Scheitel trug, sondern diskret und schmachtend den Liebhaber erwartete und entzückend ehrfürchtig lächelte, wenn sie ihn küßte: „Du lieber Kaiser!" Wie allen schwachen Naturen tat es auch ihm wohl, sich überlegen, geehrt zu fühlen — wie aber wäre er bei seiner Frau je zu solcher Empfindung gekommen?! Wenn er ihr z. B. sanfte Vorstellungen über ihre verschwenderische Art, Almosen zu spenden, machen wollte, entgegnete sie mit spöttischen Andeutungen, daß sie eine reiche Königin und nicht so ein armes Hascherl sei, wie der römische Kaiser; vertrat er im Staatsrat eine Meinung, die ihr nicht gefiel, so fuhr sie ihn auch vor Zeugen an, daß er nicht in Sachen dreinreden solle, die er doch nicht verstünde. Einmal beklagte sich Franz über diese unwürdige Behandlung bei einem seiner Lothringer, und dieser gab ihm den lustig-kecken Rat, sich die Revanche für die Unarten der Kaiserin auf Cythere zu holen, das heißt, recht sparsam mit allen Zärtlichkeiten zu sein. Irgendwer (vielleicht Franzls eigene Tollpatschigkeit) hinterbrachte Maria Theresia dies Gespräch, und nun war Feuer am Dach! Sie gab nicht Ruhe, bis der Lothringer, der den Franzl so übel beriet, Wien verließ, um in seine Heimat zurückzukehren. Franzl aber, der so gerne Landsleute aus seinem früheren Herzogtum um sich hatte, zog aus dem kleinen Vorfall vielleicht insofern eine Lehre, als

er weniger noch denn sonst versuchte, die Grenzen, die ihm gesetzt waren, zu verrücken. Zur Treue freilich konnte die gewalttätige Frau ihn nicht zwingen; so sanft er sonst auch war — um seine Liebschaften stritt er sich mit ihr ab, wie früher um den Kommandostab, bis sie beide krank lagen vor Aufregung und Zorn. Vergeblich ließ ihre Eifersucht ihn überwachen, ausspionieren. Er nahm einfach die Jagd als Vorwand und veranstaltete mit der jeweils Erwählten vergnügte, kleine Soupers oder Landpartien. Maria Theresia mag den verschiedenen Damen, die er gerade beglückt, ihr bösestes Gesicht anmachen, mag sie und den flatterhaften Franzl tausend Plackereien aussetzen, es hilft alles nichts; bald ist's eine Palffy, bald eine Colloredo, die er anschmachtet, und der schönen, sanften Auersperg-Neipperg bleibt er ergeben bis zu seinem Tode. An den Abenden, da er seine Frau nicht ins Theater begleiten muß, findet er sich in der Loge der schönen, sanften Fürstin ein, ganz verborgen, ganz insgeheim, wie er meint, aber das ganze Theater schmunzelt vergnügt, wenn plötzlich aus der Auerspergschen Loge her der wohlbekannte Husten des Kaisers erklingt . . . Schließlich findet sich die Königin mit Tatsachen ab, die nicht zu ändern sind, und weil sie eben ihren Franzl immerfort abgöttisch liebt, und der Franzl wiederum voll Güte und Rücksicht ist, so geht die Ehe trotzdem einträchtig weiter, daß die fremden Gesandten sogar behaupten, sie stelle in Wahrheit bürgerliches Glück dar. Maria Theresia hat sich aber das Glück bürgerlicher Ehefrauen doch wohl anders gedacht, denn halb wütend, halb schmerzlich sprach sie manches-

mal zu der Hieronymus die Worte, die, für einen Kaiser gemünzt, soviel unfreiwillige Komik enthalten: „Karolin', laß dich warnen, heirat' nie einen Mann, der nichts zu tun hat!"

Nun, wir wissen bereits, daß Franzls Müßiggang kein freiwilliger war und daß es nicht ganz gerecht ist, wenn sein Sohn Joseph späterhin einmal schroff über ihn urteilen wird: „Mein Vater war ein von Schmeichlern umgebener Nichtstuer!" Im Lauf der Jahre legte Franz freilich immer mehr Wert darauf, den Vertretern der auswärtigen Mächte darzutun, daß er sich gar nicht in Politik mische, sagte wohl auch bei großen Hofrepräsentationen mit einer kleinen, bitter lächelnden Selbstironie zu den Damen: „Ich bleibe bei Ihnen bis der Hof weg ist. Die Kaiserin und meine Kinder sind der Hof; ich bin hier bloß Privatperson." Verbindlich und heiter sprach er es, wie er gerne sprach, aber die nebensächliche Stellung, die ihm angewiesen war, bedrückte ihn mehr, als er ahnen ließ, und verdarb ihm den Geschmack an Wien. Gewiß hat er manch liebes Mal davon geträumt, wie anders sein Leben gegangen wäre, wenn er Wien und die große Erbtochter nie gesehen, wenn er daheim in Lüneville bleiben und eine nette, kleine Prinzeß aus Versailles hätte heiraten können. Eine nette, kleine Prinzeß, die keinen erdrückenden Schatten, keine wilden Szenen in sein Dasein warf, sondern sich freute, daß er sie zur Herzogin gemacht, die je nachdem, gottergeben zu schweigen und graziös zu verzeihen verstand . . .

Noch weniger als die Eheharmonie litt das Wachstum der Familie unter gelegentlichen Zwistigkeiten und Treulosigkeiten. Von den sechzehn Kindern

ſtarben zwar etliche im Kindesalter, etliche als ganz junge Leute, aber zu Lebzeiten Franzl's ſpielten doch elf Sprößlinge um ihn her, die freilich allmählich die Schönheit und vor allem die Beweglichkeit der Mutter aufgezehrt hatten. Maria Thereſia mochte ſich aber dennoch glücklich preiſen, daß es ihr gelungen war, der abſterbenden Dynaſtie ſoviel friſches Leben zuzuführen, während doch ihre arme Schweſter Marianne, die Karl von Lothringen geheiratet hatte, ſchon im erſten Ehejahr an den Folgen ihrer Niederkunft ſtarb. Maria Thereſia hat den Tod der jungen Schweſter aufrichtig beweint und ihr ſchon Monate vorher alle möglichen guten Ratſchläge und Ermahnungen für die bevorſtehende Niederkunft gegeben, aber es war Mariannens Schickſal im Leben wie im Tode, an zweiter Stelle zu ſtehen. Sie war eine Zweitgeborene, heiratete einen Zweitgeborenen, und die Nachricht von ihrem Abſcheiden traf gerade mit der Jubelnachricht zuſammen, daß die Preußen (1744) aus Böhmen abzogen. So hat die glücklichere Schweſter den Verluſt der Jugendgefährtin nicht in ſeiner ganzen Schwere empfinden müſſen, ſondern weinte zu gleicher Zeit Tränen des Schmerzes und der Siegesfreude.

9.

„Bis zu dem Dresdener Frieden habe herzhaft agieret und alle Kräfte angespannt, weiter neben meinem vorhin angesetzten Prinzipio noch ein besonderes gehabt, daß nämlich meinen armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen konnte, als in preußische Hände zu verfallen: Wie dann soferne nicht allzeit gesegneten Leibes gewesen, mich gewiß niemand aufgehalten hätte, selbsten diesem so meineidigen Feinde entgegen zu setzen: Gott aber hat es anders verhänget ... Und wie gesehen, daß die Hände zu dem Dresdener Frieden reichte mußte, so habe auch auf einmal meine Gedenkensart geändert und solche allein auf das Innerliche deren Länder gewendet ... Und seit dem Dresdener Frieden war mein einziges Trachten, mich von der Länder Situation und Force zu unterrichten, hiernächst die bei denen selben und in denen Dicasteriis eingeschlichene Abusus, in deren Ansehn alles in dem verwirrtesten, übelsten Stande und Confusion befunden, rechtschaffen zu ergründen und zu erkennen: diejenigen, die mir hievon conaisance geben sollten, waren dessen nicht capable oder wollten es nicht tun."

Mit diesen absonderlich stilisierten Zeilen gibt Maria Theresia das Programm ihrer Friedensjahre

Maria Thereſia.

Gemälde eines unbekannten Meiſters in der Majoratsbibliothek zu Warmbrunn in Schleſien.

heraus, deſſen Erfüllung wahrlich nicht weniger ruhmvoll war, als die Rettung der Monarchie vor äußeren Feinden. Der Wirrwarr, den ſie bei ihrem Regierungsantritt auf allen Gebieten vorfand, war unbeſchreiblich: die Armee desorganiſiert, der Staatsſäckel leer, die Verwaltung korrumpiert, die Juſtiz verwildert, das Unterrichtsweſen kläglich, der Bauernſtand von Fronden bedrückt und vom Adel erbarmungslos ausgeſchunden. Von ihren Getreuen, Bartenſtein, Haukwitz, Chotek, Koch und Hatzfeld unterſtützt, ging ſie friſchen Mutes daran, mit eiſernen Beſen auszukehren, was die Regierung der Vorfahren an Verlotterung, Privilegien und üblen Vorrechten hinterlaſſen hatte, und wenn ſie auch nicht, wie ſie's vielleicht im erſten Anlauf gemeint, überall Tagesklarheit und muſtergültige Ordnung ſchaffen konnte, ſo würden doch allein die Reformen, die ihr gelangen, vollkommen ausreichen, um ihren Namen den weiſen und erfolgreichen Fürſten anzureihen. Was Karl VI. nur ſchüchtern gewollt — ein ſtehendes Heer — Maria Thereſia hat es errichtet und durch ſtehende Steuern dauernd befeſtigt. Sie hat die ungeheure Anmaßung und die ſchamloſe Ausbeutungsſucht des Adels zurückgedämmt, die Zentralgewalt geſtärkt, um Mißbräuchen in den einzelnen Königreichen und Kronländern vorzubeugen. Sie hat ſich gemüht, die Gegenſätze der Nationalitäten zu mildern, und hat immer wieder betont, daß ſie jeden Augenblick bereit ſei, ihren eigenen Willen dem Wohl ihrer Länder zu opfern, daß ſie aber das gleiche von den Ländern und insbeſondere von deren Ariſtokratie fordere. Sie errichtete in Trieſt die erſte öſterreichiſche Seebehörde, baute dort den

Hafen, schloß Schiffahrtsverträge mit Algier, Tunis und Tripolis ab. Sie läßt ein neues Strafgesetzbuch verfassen, schafft die Tortur ab, schränkt die Hexenprozesse ein, errichtet weltliche Schulen, eine Ritterakademie und eine Akademie für morgenländische Sprachen, hebt die völlig gesunkene Universität Wien durch Berufung bedeutender Mediziner und Juristen, läßt durch Bartenstein das kaiserliche Haus-, Hof- und Staatsarchiv schaffen, das für spätere Historiker eine köstliche Fundgrube darstellen wird. Später, wenn die Blattern teuere Opfer in der kaiserlichen Familie gefordert haben, setzt sich Maria Theresia für die Impfung ein, die damals noch auf großen Widerstand stieß. Versucht aber nicht etwa, sie durch kategorische Erlässe den Leuten sympathisch zu machen, sondern findet auch hier wieder ihre ganz persönliche Note vergnüglicher Liebenswürdigkeit. „Die Kaiserin, überzeugt von der Nützlichkeit der Blatternimpfung, etablierte in einem ihrer Lustschlösser zu Hetzendorf, in der Nähe von Schönbrunn, eine Anstalt, in welcher jeden Frühling mehrere Familien des Adels und angesehenen Mittelstandes aufgenommen und sämtlich auf kaiserliche Kosten bewirtet wurden, wenn sie sich entschlossen, ihre Kinder daselbst von den kaiserlichen Leibärzten impfen zu lassen. Jener Impfsejour in Hetzendorf glich einem fröhlichen Badeaufenthalt, wo mehrere, sonst sich fremde Familien, in einem angenehmen Lokal auf dem Lande versammelt, in wechselnden Zerstreuungen und Unterhaltungen lebten. Beinahe täglich fuhr die Monarchin von Schönbrunn hinüber, um nach dem Fortgang ihrer Anstalt zu sehen. Sie veranstaltete kleine Feste für die Kinder-

chen, Lotterien, Spiele usw., kurz, sie sorgte als allgemeine Mutter auch für alle."

Weil Maria Theresia für alles, was sie tat, ihre ganze Person einsetzte, so lagen ihr die inneren Reformen ebenso am Herzen, wie ihr Schlachtenruhm. Für das Reformwerk vergaß sie sogar den blinden Haß gegen den Preußenkönig und vollbrachte, was zu den schwersten Dingen des Lebens gehört: sie lernte vom Feinde. Sie begriff, daß und warum Friedrichs Heer dem ihrigen so weit überlegen war, und gedachte im stillen, die österreichischen Regimenter nach brandenburgischem Muster umzumodeln; wenn Friedrich für sie auch immerfort „der böse Mann" blieb, so lachte sie doch vergnügt, als Franzl (der ein großer Preußenfreund war) ihr sein Regiment nach preußischem Muster uniformiert vorführte: „Ich glaub' gar, du möchst mir eine preußische Gard' geben!" Trotz dieser löblichen Einsicht muß es mit der Umgestaltung der Armee noch seine guten Wege haben, denn der alte Schlendrian, der bequem und ertragsreich ist, hat eine so große Schar von Anhängern und Verteidigern, daß selbst der eiserne Besen der Königin nicht hinreicht, um ihn wegzufegen. Da findet sie z. B. eines Tages, daß die langen Röcke der österreichischen Truppen doch sowohl bei Sonne wie bei Regen höchst unpraktisch seien, und möchte gern die kurze, knappe Uniform der Preußen einführen. Sie möchte, aber die Herren Lieferanten und ihre hohen Beschützer mögen nicht, und darum stellen sie der Königin vor, daß der Österreicher den langen Rock haben müsse, weil er ihn zugleich als Schlafdecke benutze, während in den preußischen Kasernen besondere

Decken vorhanden sind. Die Königin meint, es sei ein einfaches Ding, auch in Österreich Schlafdecken einzuführen, aber die Herren Lieferanten und ihre hohen Beschützer belehren sie alsbald eines Besseren. Man stellt ihr eine Rechnung auf, in der nicht nur die Schlafdecken mit einem phantastischen Preis figurierten, sondern auch noch Pferde, die für den Transport, und Stallburschen, die wiederum für die Pferde nötig waren, so daß Maria Theresia erschreckt von dieser kostspieligen Neuerung absah.

Sie lernte vom Feind aber nicht nur was man tun, sondern auch was man lassen soll und hat darum niemals im Heer den Adel bevorzugt. Vielmehr hat sie den ganzen Offiziersstand gehoben, indem sie den Offizier, gleichviel wo er herstammte, hoffähig machte und an ihre Tafel zog, wobei sie freilich den Herren Verhaltungsmaßregeln geben lassen mußte, die ein bißchen komisch anmuten, z. B. daß die Offiziere sich nicht in den Ärmel schneuzen sollten . . .

„Als besondere Merkwürdigkeit ist noch zu erwähnen, daß die Gesandten Maria Theresias halbjährlich umständlich über das Fortschreiten der Wissenschaften in anderen Ländern, über die Gelehrten, die vorzüglichen Entdeckungen, Zeitschriften und neuen, literarischen Erscheinungen berichten mußten. Wie in so vielem, ward der schlimme Mann, Friedrich der Große, auch hierin nachgeahmt."

Bei all ihren Reformen ist sie zweifellos von ihrem Mann verstanden und kräftig unterstützt worden, denn Franzl war, wie sich's einem halben Orleans geziemt, ein sehr tüchtiger Geldmann. Ganz im Gegensatz zu seiner üppigen Frau Maria

Thereſia, hamſterte er, teils aus den Einkünften von Toskana, teils aus Privatſpekulationen, ein großes Vermögen zuſammen, ſo daß er ſeinem Sohne Joſeph mehr denn zwanzig Millionen Gulden für den Staatsſchatz hinterließ. In ſeiner Freude am Geld kam er teils auf alberne, teils auf geſcheite Ideen, um es herzuſchaffen; zu den albernen gehörte die Suche nach dem Stein der Weiſen, zu den klugen und weiterhin wirkenden müſſen ſeine Domänenkäufe, ſeine Bankhäuſer in Italien, Deutſchland, England und den Niederlanden gelten, (die natürlich unter dem Namen von Strohmännern geführt wurden), ſowie ſeine Fayencefabriken und ſeine Baumwollmanufakturen. Von ſeinem Beiſpiel angefeuert verlegte ſich auch der alte Adel Öſterreichs auf die Induſtrie; die Schwarzenbergs, die Batthianys, die Auerspergs, die Harrachs begannen zu hämmern, zu ſpinnen, zu weben und Glas zu blaſen. Wie ein richtiger Orleans, ſchreckt der Franzl auch vor etwas fragwürdigen Unternehmungen nicht zurück. Das Lotto, das Maria Thereſia einführte, gehörte wohl dem Namen nach einem Toskaner, in Wirklichkeit aber ſoll der Kaiſer ſelbſt der Unternehmer geweſen ſein. Getreu den Traditionen ſeines mütterlichen Hauſes verſtand er auch kriegeriſche Niederlagen noch durch den gewiegten An- und Verkauf von Staatspapieren finanziell zu verwerten, und ein on dit behauptet ſogar, daß im Siebenjährigen Krieg Preußen von ihm Korn und Weizen zu hohen Preiſen bezog. Der Gemahl Maria Thereſias als Getreidelieferant für Friedrich den Großen, — das iſt eine kleine, hiſtoriſche Randzeichnung von ſo drolliger Frivolität, daß der Satiriker wünſchen

muß, die Anekdote sei nicht bloß Anekdote, sondern Wahrheit . . .

Bei all ihren Reformen und Reformversuchen vertrug Maria Theresia Widerspruch sehr schlecht; während aber ihre Rechthaberei sonst wohl ärgerlich, wenn nicht gar verhängnisvoll werden konnte, war es hier wohl am Platze, daß sie an ihrer Eingebung festhielt. Sie war ja kein leidenschaftlicher Neuerer wie ihr Sohn Joseph später sein wird, ihr Temperament schwieg und hielt still, sobald es sich um Fortschritt handelt. Nicht umsonst war sie eine Frau, eine Habsburgerin, und in dieser zweifachen Eigenschaft fest in konservativen Grundsätzen verankert. Sie setzt sich wohl mit keckem Sprung über Etikettevorschriften weg, die sie langweilen, sieht auch ein, daß die Zeit weitergeht und daß man nicht völlig hinter ihr zurück bleiben darf, aber von einer geistigen Freizügigkeit, wie der „böse Mann" sie versteht und gewährt, ist ihr nie ein Schimmer aufgegangen. Ihr Bestreben ging im ganzen doch vielmehr dahin, die Anmaßung o b e r e r Kasten zu beugen, als u n t e r e n Menschenrechte zu gewähren, und wenn sie das Los der Bauern verbessert, so geschieht es erst, als das Beispiel des unerwünschten preußischen Nachbarn sie dazu drängt. Sie ist wohlmeinend, gütig, mildtätig, aber immer nur vom patriarchalischen Standpunkt aus, als eine Herrscherin, die ihre Völker wohl wie liebe Kinder betrachten, vielleicht auch verwöhnen will, aber deren einzelne sie nie als ihr gleichberechtigte Menschen ansehen kann. Der alte, mystische Hochmut der Habsburger ist ihr angeboren, wenn er auch nicht immer sichtbar in die Erscheinung tritt, und noch ein anderes,

unſeliges Erbe des Stammes haftet ihr an — die religiöſe Unduldſamkeit. Ihr ſcharfes Vorgehen gegen Kloſterübergriffe und Geiſtlichengewalt darf hierüber nicht täuſchen, denn es entſprang eben nur ihrem berechtigten Wunſch, übelherrſchende Gewalten zu brechen. Aber während ſie in anderen Dingen mit ſo ſchönem Freimut Fehler eingeſteht, indem ſie vom Feinde lernt, wird ſie nur um ſo unduldſamer, je großzügiger der Preußenkönig ſich in allen Glaubensſachen offenbart. Während Friedrichs ſogenannter Atheismus ſich in einer prachtvollen Toleranz zeigt, erſcheint die Frömmigkeit Maria Thereſias bisweilen als eine Aneinanderreihung von peinlichen oder komiſchen Äußerlichkeiten. Sie plagt ſich und ihre Umgebung mit Umgängen und Faſtengeboten, als wären ſie alleſamt Karmeliter, läßt dem Traiteur im Augarten ſtrenge befehlen, „an Quatembertagen niemandem, wer es wäre, auch von anderen Religionen, das mindeſte zu eſſen oder zu trinken zu geben“ und ſowohl Säle wie Garten von aller Muſik abzuſperren.“ Und wenn der Herzog von Richelieu ſich unter Karl VI. beklagte, daß er um die Oſterzeit zehn Stunden täglich mit dem Kaiſer in der Kirche verbringen müſſe, ſo trifft den großen Miniſter und Staatskanzler Kaunitz unter Maria Thereſia kein viel beſſeres Los: da er einmal am Gründonnerstag durch Krankheit verhindert iſt, der gemeinſamen Kommunion beizuwohnen, muß er ſich bei der Königin nicht nur entſchuldigen, ſondern auch brav ſeinen Beichtzettel beilegen, daraus ſie erſehen kann, daß er ſich würdig für das Altarſakrament vorbereitet hat . . . In ihrer Bigotterie wird ſie ſich ſogar nicht entblöden, der Mitwelt die Groteske der

„Keuſchheitskommiſſion“ zu bieten, deren Weſen in ihrem Namen liegt und die einer widerlichen Heuchelei Tür und Tor öffnete.

Neben dem bedrückenden Fanatismus tritt dann eine andere Eigenſchaft um ſo wärmer, ja ſtrahlender hervor, eine köſtliche Blüte, die ſich ſo ſelten um Kronen windet: die Dankbarkeit. Maria Thereſias Unfähigkeit zu vergeſſen, prädeſtiniert ſie gleichermaßen zur Rachſucht wie zur Dankbarkeit; das Wort „Dank vom Haus Öſterreich!“ hat vor dieſer Frau jeden bitteren und ſpöttiſchen Sinn verloren. Sie iſt als Herrſcherin wie als Menſch für alles Liebe und Gute, das ihr einer tut, ſo von Dank erfüllt, daß ſie ihren Getreuen wirkliche Freundſchaft, ohne jeden Nebengeſchmack von Huld, ſchenkt und Freundſchaft ohne Kriecherei von ihnen empfängt. Dieſe Frau hat ſich in vielem über die Schwächen ihres Geſchlechtes erhoben, doch in nichts ſo mächtig, als in ihrem Vermögen, Dank und Freundſchaft zu empfinden, zwei Eigenſchaften, die nicht gerade zu den ſtärkſten Seiten der weiblichen Natur gehören. Liegt einer ihrer Getreuen krank, ſo ſchreibt ſie ihm Billetts, die faſt ebenſo drollig und lieb ſind, wie einſt ihre Brautbriefe an Franz Stephan. „Hab alle täg von Ime nachrichten gehabt und war ein paar täg recht in ſorge. Tue er nur ſeine kräfften nicht zu viel und zu frueh anſtrengen, denn an ſeiner Conſervation liegt mir viel. Wann er aus dem Bette ſein wird, werde Ime ſelbſt Viſite geben.“ So ſchreibt ſie an Chotek; nach Haugwitz' Tode ſchickt ſie der Witwe ein Schreiben, das ſo ergreifend von Dank und immer wieder nur von Dank ſpricht und mit einer bei Monarchen ungewöhnlichen Be-

ſcheidenheit jedes Verdienſt der Regierung nur dem Miniſter zuſchiebt. Haugwitz allein hat (nach den Worten Maria Thereſias) den Staat aus der Konfuſion in eine Ordnung gebracht. Ihm allein iſt alles Gute zuzuſchreiben, das in den Ländern und Provinzen geſchehen iſt. Die Vermehrung des Staats hat ſie ihm und ſeinen Vorſchlägen zu danken, und ſie hat in ihm den wahrſten Freund verloren, „indeme er mir meine fähler mit aller Klarheit öfters vorgeſtellt und vill ime ſchuldig bin, daß Villes verhindert.“ Und ſie jammert mit der Witwe, daß ſie beide ſo viel verloren, denn „ich verlihre an ihren Herrn noch eine große Miniſter und wahren Freund“. Was immer die Gräfin Haugwitz und ihre Tochter bedürfen oder wünſchen mögen, die Kaiſerin wird es erfüllen, als wär's ihr eigener Wunſch, denn ſie bleibt „allzeit ihre getreueſte und dankbahreſte Maria Thereſia“. An ihrer Oberhofmeiſterin, der Gräfin Fuchs, hängt ſie ſo ſehr und fühlt ſich ihr ſo tief verpflichtet, daß ſie die Leiche der alten Dame in der Kaiſergruft beiſetzen läßt.

Ihr Dankbarkeitsgefühl wird noch unterſtützt von ihrem ſtarken Gerechtigkeitsſinn, der nur in Glaubensſachen verſagt. Nie wird ſie einem Feldherrn oder Miniſter einen Mißerfolg entgelten laſſen, nie verſuchen, eigene Schuld auf ihn abzuwälzen. Kaunitz hat ihr den großen und verhängnisvollen Wunſch ihres Lebens erfüllt, hat die Allianz mit Frankreich gegen Friedrich von Preußen zuſtande gebracht; ſo unſelig dieſe Allianz ſich auch im Siebenjährigen Krieg und ſpäterhin noch erweiſt, niemals verſucht Maria Thereſia Kaunitz für das Bündnis verantwortlich zu machen, das ihm ebenſo

am Herzen lag wie ihr, immer sieht sie in ihm den Mann, den man ob seiner umfassenden politischen Tätigkeit den „Kutscher von Europa" nannte und der als „der Sully Österreichs" geschätzt wurde. Rückhaltlos gesteht sie ihm zu, daß alles Große in der Monarchie, alles Gute in der Familie von ihm kommt, wirbt um sein Vertrauen, seine Freundschaft, wie man nur um einen teueren Menschen werben kann, und als er einmal begehrt, wegen seiner erschütterten Gesundheit binnen zwei Jahren die Geschäftsführung der Monarchie niederzulegen, schreibt ihm seine Königin, daß sie hofft, keine zwei Jahre mehr zu leben, nur um den Tag nicht zu sehen, an dem Kaunitz von ihr scheidet. Kaunitz blieb denn auch im Amte, lebte trotz seiner „erschütterten Gesundheit" noch weitere dreißig Jahre und überdauerte so nicht nur die Kaiserin, sondern auch noch ihren Nachfolger. In all den Jahrzehnten, da er Maria Theresia diente, hat er von ihr nicht nur Ehren und Auszeichnungen allerart, nicht nur die schmeichelhaftesten Briefe empfangen, sondern auch täglich kleine, persönliche Rücksichten, die ihrem Wesen sicher schwerer fielen, als die Verleihung eines Ordens oder eines Titels. Wenn man weiß, wie selbst große Monarchen sich durch Äußerlichkeiten bei der Wahl der Staatsdiener lenken lassen, (Ludwig XIV. schlug die Dienste des Prinzen Eugen aus, weil ihm das Gesicht Eugens unsympathisch war, und Friedrich der Große refüsierte Laudon aus dem gleichen Grunde), so mag man staunen, daß Maria Theresia ihren Kaunitz so lange ungetrübten Mutes ertrug, denn ihrem eigenen, gesunden, derben und unbekümmerten Wesen mußte füglich ein Mann zeitweise auf die

Nerven gehen, deſſen Selbſtbewußtſein nichts zu wünſchen übrig ließ, (er ſagte z. B.: „Hundert Jahre braucht die Natur, um einen großen Mann hervorzubringen, dann ruhet ſie hundert Jahre — mir iſt bang um die Monarchie nach meinem Tode!"), der in allen Äußerlichkeiten einer präziöſen, alten Jungfer glich, einen lächerlichen Geſundheitskult trieb, bei Hof mit einem großen Muff erſchien, neun ſchwarzſeidene Mäntel beſaß, die er, je nach der Temperatur des Tages, einzeln oder auch übereinander anzog, und ſolchen Abſcheu vor friſcher Luft hatte, daß er ſelbſt an den heißeſten Tagen im geſchloſſenen Wagen fuhr. Maria Thereſia, die eine Luftfanatikerin war und mit Vorliebe in Zugluft ſaß, hat ihn ſicher manchesmal für „a bißl verruckt" gehalten und im ſtillen geſeufzt, wenn die zimperliche Exzellenz zum Vortrag kam. Doch ob ihr auch das Blut zu Kopf ſtieg, ob die vollſäftige Frau auch meinte, erſticken zu müſſen, — die Fenſter ihrer Gemächer wurden dennoch hermetiſch verſchloſſen, ſobald „unſer alter Fürſt" die Burg betrat. Wenn die Kaiſerin ihm irgend etwas erklärt, was ihm nicht gefällt, eine Perſon rühmt, die er aus gutem Grund nicht mag, hat er eine meſchante Art zuzuhören, die nur er ſich erlauben darf. Er bläſt dann, während ſie ſpricht, die Stäubchen von ſeinen Rockärmeln, betrachtet angelegentlich die Bilder an der Wand, ordnet die Papiere in ſeiner Aktentaſche, vertieft ſich in den Anblick ſeiner Schuhſchließen oder ſeiner Spitzenmanſchetten. Iſt Maria Thereſia dann zu Ende, ſo antwortet er mit zwei, drei überhöflichen Worten, die phosphoreſzieren von Ironie, daß die Kaiſerin, die zwar eine flinke, aber

keine spitze Zunge und wenig Humor hat, förmlich zusammenschrickt unter seinem Eisnadelspott. Als der Sittlichkeitsteufel sie wieder einmal fest in den Klauen hat, will sie Kaunitz, der gerade zur Audienz gekommen ist, ein wenig Moralunterricht geben und stellt ihm vor, wie unpassend es sei, daß seine kleine Pariser Geliebte stets in seinem Wagen vor der Burg auf ihn wartet, wenn er zur Kaiserin fährt. Er hört den Sermon mit unbeweglicher Miene an und entgegnet völlig geschäftsmäßig: „Pardon, ich bin hierher gekommen, um von den Angelegenheiten Ihrer Majestät zu reden, nicht von den meinigen!" Worauf die Kaiserin so perplex ist, daß sie nun in der Tat von ihren Angelegenheiten spricht. Als Maria Theresia kurz nach dem Tod ihres Mannes an den Blattern erkrankte, war ganz Wien in Aufregung; man riß sich um Nachrichten, die aus der Burg kamen, und als die Patientin sich in der Rekonvaleszenz befand, strömten die Menschen zu ihr hin, um ihr zu sagen oder zu zeigen, wie sie sich über die Genesung freuten. Nur Kaunitz ließ nicht fragen, kam nicht, denn vor dem zimperlichen Herrn durften die Worte „Blattern" und „Tod" niemals ausgesprochen werden. (Er erfuhr Sterbefälle in seiner Familie nur durch Zufall oder auf Umwegen. Den Tod des Kaisers Joseph meldete ihm sein Sekretär, indem er ein Schriftstück, das der kaiserlichen Unterschrift bedurft hätte, mit den Worten zurückgab: „Der Kaiser unterzeichnet nimmer".) Kaunitz entschuldigte sich bei der Kaiserin mit einem höflichen Billett ob seiner Gleichgültigkeit, aber sie kenne ja seine Eigentümlichkeit usw. usw. Und sie, die schon in jungen Jahren

den Tod nicht fürchtete und gern von der Nachwelt sprach, sie lachte über die kleinliche Angst des großen Mannes und verzieh sie ihm gern. Wahrscheinlich wäre sie auch nicht beleidigt gewesen, hätte sie erfahren, daß er selbst an ihrem Todestag genau so tüftlig und andächtig wie immer Toilette machte und die Thermometer in seinen Zimmern kontrollierte. Ja, vermutlich hätte sie halb ärgerlich, halb bewundernd gelacht, denn sie war ihm gegenüber wohl stets überlegen und eingeschüchtert zugleich, überlegen durch die Kraft ihres Wesens, eingeschüchtert von seiner Schlagfertigkeit und seinem scharfen Witz, der ihr imponierte, weil sie ihm hilflos gegenüberstand. — —

Mit der französischen Allianz meinte Maria Theresia ihr höchstes politisches Ziel erreicht zu haben; die Rückgewinnung Schlesiens, die Demütigung Preußens schienen ihr nur mehr eine Frage der Zeit. Bestärkt wurde sie in dieser Meinung eben durch Kaunitz, der die Seemächte, auf die Habsburg sich solange gestützt hatte, haßte und einen blinden Aberglauben an Frankreich besaß. Mit diesem Aberglauben, der sie beide umfing, und mit den mystischen Vorstellungen von der Größe ihrer Dynastie, die den klugen Kopf der Kaiserin erfüllte, sahen sie beide nicht, daß Frankreichs Macht nur noch ein Schattenspiel, daß die historische Mission des Hauses Habsburg erfüllt war und daß nunmehr die große Sendung des jungen Preußen anhub. Weil hier nur scheinbar Könige miteinander rangen, in Wirklichkeit aber die große, historische Notwendigkeit Sieg und Niederlage entschied, war alles vergebens, was Maria Theresia auch tat und getan hatte, um sich Lud-

wig XV. geneigt zu machen. Vergebens hatte Kaunitz während seiner dreijährigen Botschafterzeit in Paris das Terrain glänzend vorbereitet, Ludwig und die Pompadour für Österreich gewonnen. Vergebens hatte Maria Theresia ihren Hochmut und ihren Sittlichkeitsfanatismus soweit vergessen, daß sie an Frau von Pompadour Briefe schrieb, in denen sie die schöne Freundin des Königs wie eine Souveränin anredet: „Ma chère sœur et cousine“, eine Schmeichelei, die von der Pompadour in ihrem Takt nicht weiter ausgebeutet, sondern mit den verbindlichen Worten: „Ma chère reine“ quittiert wurde. Die historische Notwendigkeit hatte ihr unwandelbares Gesetz schon geschrieben, das der derben Maria Theresia ein Stück ihres Herzens, der zarten Pompadour das Leben kosten wird ... Als Franzl von dem zärtlichen Briefwechsel seiner Frau mit der geborenen demoiselle Poisson erfuhr, war er wütend, zerbrach im Zorn ein paar Stühle, wurde aber von seiner fröhlichen Gattin nur ausgelacht. Du lieber Gott, schließlich waren alle Habsburger lange genug Zöglinge und Beichtkinder von Jesuiten gewesen, um zu wissen, daß der Zweck die Mittel heiligt! Auch im Staatsrat trat Franzl gegen das neue Bündnis auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, schrie, es sei wider alle Natur, und verließ erregt das Gemach. Da er so vorsichtig war, sich gleich zu entfernen, konnte ihm die Kaiserin nicht nach gewohnter Art heftig erwidern, aber als der junge Erzherzog Joseph aufstand und seine Mutter fragte, ob sie denn wirklich so großes Zutrauen zu Frankreich habe, fuhr sie ihm über den Mund, als wäre er ein dummer Bub.

Von den ehernen Geſetzen einer höheren Notwendigkeit beſtimmt, nimmt das Schickſal ſeinen Lauf. Zu Anfang des Krieges iſt's zwar, als wollten die alten Mirakel des Hauſes Habsburg noch einmal aufleuchten, um den Preußenkönig zu vernichten, und Maria Thereſia ſteht ſtrahlend im Triumph geſättigter Rache da, indes Friedrich ſich mit Todesgedanken trägt. Die Nachricht vom Sieg bei Hochkirch traf gerade am Namenstag der Kaiſerin, ſpät abends in der Burg ein, als all ihre Kinder nach der Cour ſich ſchon zurückgezogen hatten und juſt zu Bett gehen wollten. Das Wort „Hochkirch" aber verſcheucht allen die Ruhe, denn es klopft an jede Tür, tönt von jedem Mund, und all die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen laufen, wie ſie gehen und ſtehen, zur Mutter hin, um ihr nochmals die Hand zu küſſen und zur Freudenbotſchaft zu gratulieren. Ein Prinzeſſel hat ſchon Papilloten für die Nacht gedreht, ein anderes nur ſchnell einen Pudermantel umgeworfen, dieſer junge Erzherzog ſchlüpft eben noch flink in ſeine Hausjacke, und die kleinſten Kaiſerkinder kommen mit verſchlafenen Augen im Nachtkittelchen daher, — aber der alte Kaiſer Karl, der ſo viel auf Feierlichkeit hielt, ſieht ſie ja nicht und die Mutter, die zuweilen gar ſtreng ſein kann, iſt in dieſer Nacht ſo bewegt und ſelig, daß ſie auch für den gröbſten Verſtoß kein Tadelwort fände . . .

Bald aber wendet ſich das Blatt. Die Mirakel von Kollin und Hochkirch erlöſchen in den blutigen Niederlagen von Liegnitz und Torgau; Schleſien bleibt unwiederbringlich verloren. Erſtaunt blicken die Völker Europas auf den helläugigen, ſchmäch-

tigen Mann aus der Mark, der solange nur ein musikalischer und literarischer Dilettant zu sein schien und auf dessen Flötensolo im Weltkonzert sie künftig alle lauschen müssen . . .

Sieben Jahre hat der unselige Krieg gedauert, hat dem Land und der Kaiserin in jeder Hinsicht die schwersten Opfer gekostet, und dennoch ist Maria Theresia nie fassungslos geworden, hat alles, was sie tragen mußte, mit jener äußersten Beherrschung auf sich genommen, in der sie sich schon als junge Frau während der ersten, erbitterten Kämpfen um ihr Erbe übte. Sie hat sich nach ihren eigenen Worten eine solche Gelassenheit des Geistes angewöhnt, daß sie ihre eigenen Begebnisse wie die einer Fremden ansieht. Man darf ihr dies Bekenntnis wohl glauben, weniger freilich das andere, in dem sie behauptet, sie hätte Friedrich zwar nie bemitleidet, aber auch nie in ihrem Leben gehaßt. Sie befindet sich hier in einer jener Selbsttäuschungen, denen sie öfters unterlag, denn sie hat Friedrich nicht nur als Gegner, als Rivalen, sondern auch als Mensch so tief verabscheut, wie es nur ihrem starken Empfinden möglich war. In den Jahren angelangt, da man gern einmal auf den bereits zurückgelegten Lebensweg, seine ungenützten Möglichkeiten und Chancen zurückblickt, fällt ihr ein, daß „der böse Mann" beinahe ihr Gatte geworden wäre. Sie bedenkt, wie anders dann alles wohl gekommen wäre, und ahnender Schauder überfällt sie vor dem Los, das ihre fröhlich sinnliche Vollnatur in Sanssouci gefunden hätte. Da will sie's bedünken, als gäbe es noch Schwereres auf der Welt als den Verlust einer Provinz: „Alles, — aber nur nicht ihn heiraten!"

10.

Eheglück, Familienharmonie gingen der Kaiſerin über alles, und doch ſollte ſie beide ungetrübt nur kurze Zeit genießen. An die Untreuen Franzls hat ſie ſich notgedrungen im Lauf der Zeiten gewöhnt, aber ihre Leidenſchaftlichkeit und ihre große Liebe zu dieſem Mann haben zweifelsohne immer wieder ſchwer gelitten, wenn er aufs neue ein Paar ſchöne Augen fand, in denen er ſich zärtlich ſpiegeln mußte. Als dann der heiße Jugendbrand verlodert war, und die Kaiſerin, ſchon etwas müde von Schickſalen und Wochenbetten, in der kühleren Zone der Frauenreife vielleicht auch kühler über Männerart und Männertreuloſigkeit dachte, da kamen ſchon neue Sorgen an ſie heran — die Kinder. Sechzehn Sprößlinge hatte ſie dem verdorrten Stamm Habsburg geſchenkt; drei davon ſchliefen noch in der Wiege zum Tod hinüber und waren wohl bald vergeſſen über neuem Nachwuchs, der mit ungeſtümer Schnelligkeit die kaiſerliche Kinderſtube füllte. Dann aber ſtarben binnen zwei Jahren (1761 und 1762) der ſechzehnjährige Karl und die zwölfjährige Johanna, und um ſie haben die Eltern doch wohl tiefer und bitterer getrauert, als um die drei Seelchen, die ſie dem Himmel als kleine, weiße Engel zurückgaben. In Karl und

Johanna beweinten sie nicht nur Kinder, an denen ihr Herz hing, sondern auch schon Menschen, die ihre Zeit nicht hatten ausleben können. Den fünf Särgen standen freilich noch elf lebendige Hoffnungen gegenüber, aber auch diese elf machten der Kaiserin das Leben nicht leicht und bildeten mit ihr keineswegs immer jene rührende Familiengruppe, die uns alte Überlieferungen und Stiche zeigen. Mit elf heranwachsenden Kindern in stetem Einverständnis zu leben, wäre ja selbst in durchschnittlichen Verhältnissen ein schwierig Ding, es wurde aber unmöglich für diese leidenschaftliche, selbstbewußte und ehrgeizige Frau, bei der immer wieder die Königin der Mutter ins Handwerk pfuschte. Als Königin hat sie junge Töchter um des politischen Vorteils willen zu heiraten gezwungen, die menschlich betrachtet abscheulich genannt werden müssen. Sie hat es als ihr gutes Recht betrachtet, über Glück und Schicksal ihrer Kinder ganz eigenmächtig zu verfügen, so daß sie skrupellos von ihrer Josepha, die dem Halbidioten Ferdinand von Neapel vermählt werden sollte, schreibt: „Ich betrachte die arme Josepha als ein Opfer der Politik. Wenn sie übrigens nur ihre Pflichten gegen Gott und ihren Gatten erfüllt und für ihr Seelenheil sorgt, dann würde ich zufrieden sein, selbst wenn sie unglücklich wäre."

Trotz alledem täte man Maria Theresia unrecht, wenn man sie als eine harte, bewußt-egoistische Mutter betrachten wollte. Sie hat nach ihrer Art die Kinder zärtlich und leidenschaftlich geliebt, und die Tragik ihres Mutterlebens liegt gerade darin, daß ihre überstarke Persönlichkeit zugleich bedrückend und aufreizend auf die jungen Menschen wirken

mußte, die sie, immer von den besten Gefühlen geleitet, wie Marionetten hin und her schob und von denen doch einzelne ihr insofern glichen, als sie durchaus keine Marionetten, sondern wiederum scharf umrissene Eigenarten waren, denen die Herrschsucht der Mutter den Atem benahm und die ihre Bigotterie verabscheuten. So kam es, daß zwischen diese ungewöhnliche Frau und gerade die ungewöhnlichen ihrer Kinder sich immer wieder Mißverständnisse häufen, wenn nicht gar Entfremdungen eintreten, die bis zum Tode dauern.

Solange die Kinder noch klein sind, geht natürlich alles vortrefflich. Franzl ist als Vater scharmant und gut, wie er es als Gatte ist, und Maria Theresia ist da wirklich eine Mutter im bürgerlichen Sinn. Sie selbst huldigt trotz Fröhlichkeit und Prachtliebe einfachen und strengen Lebensprinzipien, ist eine Frühaufsteherin, sehr mäßig im Essen und Trinken, weiß nichts von Nerven und Verzärtelung, betrachtet die Stunde als verloren, die sie nicht nützlich ausfüllt. Mit ihrer ungeheuren Arbeitskraft bringt sie es fertig, nicht nur ein großes Reich zu regieren, sondern sich auch um alle Details der Kindererziehung zu kümmern. Sie läßt sich von den Erziehern und Lehrerinnen genauen Bericht über Fleiß, Fähigkeit und Betragen der Zöglinge ablegen, belohnt oder straft nach Verdienst. Die Tagesordnung der Kaiserkinder ist genau vorgezeichnet und muß peinlich eingehalten werden, die Mutter diktiert Lernstoff, Erholung und Ernährung. Sie kümmert sich um jede Tasse Schokolade, um jedes Kompott, das die Kinder essen, gibt besondere Verordnungen, wann Kipfel und wann

gewöhnliches Brot zum Frühstück serviert wird und „daß in die Mittagssuppe niemals Knödel oder Nocken, sondern Mehl und Panadel ohne Kamel eingekocht werden sollen". Beim Gebet muß allzeit gekniet werden, niemals soll man sich anlehnen und „keine Famillaritäten sind nicht zu gestatten, jedoch sollen sie mit allen Leuten gnädig sein, der üble Humor gegen denen Cammerleuthen ist besonders verboten". Die Kaiserin ist eine Mutter und Erzieherin alten Stils, sie duldet keinen Widerspruch, verlangt bedingungslosen Gehorsam, weiß gewiß sehr wenig von besonderer Individualisierung, unterscheidet aber doch die Eigenart des einzelnen deutlich genug, um dem Hofmeister oder der Oberhofmeisterin die nötigen Weisungen zu erteilen. Dieser Erzherzogin muß man scharf auf die Finger sehen und ihr nie aufs Wort glauben, „denn sie neigt zur Verstellung", jene soll nicht immerfort Grimassen schneiden, eine dritte „muß man nicht gewöhnen sich sehr warm zu halten oder „häcklich" zu sein, „indehme sie ohnedem aprehensive ist", eine vierte soll mit aller Macht lernen, verbindlich, sanft zu sein, „denn ihr Gesicht nimmt nicht für sie ein, ihre Manieren thun es auch nicht, sie hat etwas Herrisches in ihrem Wesen". Bei dem Erstgeborenen, Joseph, der verschlossen und eigensinnig ist, verfällt sie sogar auf einen Tierbändigertrick: „Ich lasse meinen Joseph Musik lernen, damit sein Gemüt sanfter werde." Zuweilen freilich reicht die Kunst als pädagogisches Mittel nicht aus, und wie in bürgerlichen Kinderstuben treten dann auch in der Burg handgreiflichere Prinzipien in die Erscheinung. Aber doch geht alles glänzend, solange die junge Habs-

burger Brut nicht flügge ist, und ihre Ideale in einem süßen Kipfel, einer Puppe oder einer Spazierfahrt erblickt. Damals, aber auch nur damals, war Maria Theresia die strahlende Mutter, als die man sie sich so gern denkt; sobald Erzherzoge und Erzherzoginnen heranwuchsen, stellten sich die fast unvermeidlichen Differenzen zwischen der alten und neuen Generation ein, Differenzen, die von beiden Seiten um so heftiger empfunden wurden, als die konservative kategorische Mutter eben zugleich die erste Frau des Staates, die Herrscherin war. Wie schwer ihre Art trotz aller Liebe, gerade auf ihren begabten Kindern gelastet hat, geht deutlich und ergreifend aus den scheinbar sachlichen und doch wie ein Befreiungsruf klingenden Worten hervor, die der fast vierzigjährige Joseph unmittelbar nach seiner Thronbesteigung rief: „J'ai cessé d'être un fils!“

Und doch hätte gerade Maria Theresia ihre Töchter und Söhne zärtlicher umfangen sollen, als irgendeine andere Mutter, denn das Schicksal liebte die Kaiserkinder nicht. Es verwandelte ihnen die leuchtenden Mirakel ihres Hauses in erschütternde, blutige, und wenn es auch einmal um eine junge Habsburgerstirn den Liebeskranz band, so belastete es gerade die erlesenen unter ihnen mit Qual und Verhängnis, durchpflügte ihr Dasein so tief mit Schmerz, daß die Mutter oft meinte, das Herz müßte ihr zerspringen.

Das erste unheimliche Erlebnis im Kreise der jungen Habsburger war die Liebes- und Ehegeschichte Josephs. Neunzehnjährig hatte man ihn mit Isabella von Parma vermählt, an der er bald so leidenschaftlich hing, als hätte nicht ein Diplomat,

ſondern ſein eigenes Herz die Braut für ihn gewählt. Die junge Frau war nicht eigentlich hübſch, aber ungewöhnlich klug, gebildet, beweglichen Geiſtes, und um ihr nervöſes, brünettes Geſicht lag die königliche Schwermut, die Velasquez um die Bilder der jungen Infantinnen breitet. Vielleicht liebte Joſeph dieſe Frau gerade darum ſo ſehr, weil ihre fremde, dunkel-ſüße Art den vollkommenſten Gegenſatz zu ſeiner bedrückenden, hellen und lauten Mutter bildete ... Wenn ſie Geige ſpielte oder mit ihrem melancholiſchen Lächeln zu ihm ſprach, fühlte er jede Fiber ſeines Weſens in Glück erbeben, war ſo dankbar für alles, was Iſabella ihm gab, daß er ihr auch in der Öffentlichkeit, im Theater wie einer Fürſtin huldigte. Iſabella war immer liebreich, immer entzückend, aber nie ſchwand die königliche Schwermut von ihrer Stirne, und weil dieſe Schwermut ihr den beſonderen Reiz lieh, fühlte Joſeph nicht, daß das Herz der jungen Frau wohl an dem ſeinen, aber nicht für ihn ſchlug, daß ſie, wenn er ſie mit Zärtlichkeiten überſchüttete, hinter geſchloſſenen Lidern einen andern erblickte ... Wer dieſer andere war? Man hat ſeinen Namen nie erfahren; das Geheimnis, das ihn verbirgt, erhöht noch den ſeltſamen Charme, der um das melancholiſche Fürſtenkind aus Parma ſpielt. Nur ſoviel ſcheint ſicher, daß ſie daheim eine jener Leidenſchaften erlebte, die nur mit dem Tode enden, und daß ſie keine Lebenskraft mehr in ſich ſpürte, da ſie ihrer Liebe entſagen mußte. Als der Brautwerber ihres Mannes am Hof ihres Vaters erſchien, ſagte ihm die junge Iſabella frei und beſtimmt, daß ſie wohl wiſſe, welche Ehre ihr heute wiederfahre,

aber daß ihr nicht Zeit genug bliebe, um die Hoffnungen zu erfüllen, die man auf die Gattin eines Thronfolgers setzte. Viel lieber wäre sie damals ins Kloster statt nach Wien gegangen, aber Fürsten und Diplomaten hörten lächelnd über die Worte der Prinzessin weg, meinten vielleicht, daß nur Mädchenscheu aus ihr spräche. So wurde sie Josephs Frau, eroberte im Sturm den Mann, der sie nie zuvor gesehen, gefiel den Schwiegereltern, den Schwägern und Schwägerinnen, blieb aber doch immer einsam, von ihrer königlichen Schwermut umschattet. Nur einer schenkte sie ihr Vertrauen, der Schwägerin Christine, schenkte es ihr wohl, weil auch Christine zu jener Zeit eine unglückliche Liebe hatte, sich mit heimlichen Tränen und Hoffnungen den Mann ersehnte, den ihr der Vater nicht geben wollte.

Ein Jahr nach der Hochzeit gebar Isabella eine Tochter, die auf den Namen der Großmutter, Therese, getauft wurde und an der die junge Frau alsbald mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing. Die tiefe Melancholie ihres Wesens wich aber auch jetzt nicht von ihr, schien sich vielmehr noch zu verstärken. Als die Kaiserin fröhlich lachte, übers Jahr werde die kleine Theres' wohl einen Bruder haben, schüttelte Isabella den Kopf und meinte, soviel Zeit bliebe ihr nicht mehr. Da man alles für Josephs Wahl zum römischen König vorbereitete, äußerte sie nicht die geringste Freude über die nahe Erhöhung: „Das geht mich alles nichts mehr an, ich werde nie römische Königin sein!" Immer öfter, immer eindringlicher sprach sie von ihrem nahen Scheiden, schlug sogar Christinen eine Wette vor, daß sie,

Isabella, das Ende des Jahres 1762 nicht erleben werde. Christine nahm die Wette an, denn im Sommer dieses Jahres war eine neue Schwangerschaft der Schwägerin offiziell bekannt gemacht worden, und alle meinten, die düsteren Vorstellungen von Josephs Frau hingen eben mit ihrem Zustand zusammen.

Der Herbst kam heran, der Hof kehrte von Laxenburg nach Wien zurück, die junge Frau schien so gesund, daß Christine ihre Wette selbstverständlich für gewonnen hielt, und die Großmutter mit Sicherheit und Ungeduld einen Enkel erwartete. Aber am 19. November brach Isabella, während sie durchs Zimmer ging, plötzlich in die Knie zusammen und verfiel alsbald in ein heftiges Fieber, das sich als Vorläufer der Blattern erwies. Eine Woche dauerte der Kampf zwischen Tod und Leben; in ihren Fieberphantasien rief die Kranke Namen von allen möglichen Personen, die sie im Zimmer, an ihrem Bett zu sehen meinte. Rief immer wieder einen Namen, auf den keiner hörte, den keiner verstand, vielleicht nicht einmal Christine ... Als der Tod seine starre Maske über das bewegliche Gesicht voll königlicher Schwermut legte, schien Joseph dem Wahnsinn nahe. Er konnte es nicht fassen, daß ihm nach so kurzer Zeit diese vergötterte Frau für immer entrissen sein sollte, gab sich auch nach den ersten Trauertagen seinem Schmerz so ausschließlich hin, daß der ganze Hof mit Besorgnis auf ihn sah. Maria Theresia grämte sich über den Gram des Sohnes, vergaß ihm zuliebe sogar ihre strengen Prinzipien und ermunterte die Damen des Hofes, doch gegen den jungen Witwer recht

liebenswürdig und entgegenkommend zu sein ... Sie wußte damals noch nicht, wie das ist, wenn der Tod eine Ehe bricht, und meinte eben in ihrer natürlichen, derben Art, daß man eine verstorbene Frau am besten in den Armen einer lebendigen vergäße. Joseph aber beharrte in seinem Gram. Da trat Christine zu ihm und versuchte auf ihre Weise dem betrübten Bruder zu helfen, erzählte ihm, daß Isabella für ihn immer nur die Geste, nie die Empfindung der Liebe gehabt habe, weil ihr Herz unlöslich an einen Fernen gebunden gewesen sei. Christinens Absicht war nicht weniger gut, als die der Mutter, deren Rat sie vermutlich zuerst eingeholt hatte, aber die Wirkung der Enthüllung war verhängnisvoller, als die beiden Frauen je verstehen konnten. Von dieser ersten, furchtbaren Enttäuschung blieb in dem grundgütigen, leichtverletzlichen Herzen Josephs eine Bitterkeit zurück, die man durch sein ganzes, ferneres Leben spüren wird. Sein Instinkt, der ohnehin nur zögernd zum Weibe gegangen war, sich nur an der heißgeliebten Frau leidenschaftlich entflammt hatte, kroch mißtrauisch und angeekelt in sich zurück, um sich, scheinbar ertötet, in Wirrsal und Irrung zu verlieren ...

Maria Theresia mit ihrer frischen, derben Natur konnte nicht verstehen, was in dem Sohn vorging, ahnte nichts von den komplizierten Begebnissen, die sich auf unerforschten Gebieten des Innenlebens abspielen; auf dem Schachbrett ihrer Politik wie ihrer Familie war Joseph eben immer der König, der ohne eine Königin zur Seite undenkbar blieb. Auch Franzl fand, daß Joseph sich schon um der Nach-

kommenſchaft willen wieder verheiraten müſſe. Da Franzl ſich in ſeiner Eigenſchaft als Vater energiſcher aufzutreten traute, denn als Mitregent, ſo beſtürmten die Eltern den jungen Witwer, daß er endlich ſeiner Pflichten gegen Thron und Land gedenken, zu einer neuen Brautwahl ſchreiten möchte, und da Joſeph ſelbſt gern einen Sohn auf den Knien ſchaukeln wollte, ſo gab er endlich nach und ſagte: „Ja.“

... Eine ſenſitivere Frau, eine Mutter, die etwas mehr Achtung vor der Eigenart und Empfindung ihrer Kinder gehabt hätte, wäre nun mit viel Rückſicht, mit viel Liebe und Bedenken an die Wahl der zweiten Schwiegertochter gegangen; Maria Thereſia aber verheiratete nicht einen fein organiſierten und herzenswunden Sohn, ſondern nur den römiſchen König, der mit ſeiner Perſon eine möglichſt vorteilhafte Allianz ſchließen ſollte. Vier Prinzeſſinnen kamen in Frage: eine Braunſchweigerin, eine Portugieſin, eine Sächſin und eine Bayerin. Die erſte wollte die Kaiſerin nicht, die zweite mißfiel dem Kaiſer, und die dritte mit dem romantiſchen Namen Kunigunde war eine knochige Häßlichkeit mit bebarteter Oberlippe, die natürlich dem jungen Witwer gar nicht entſprach, obſchon er erklärt hatte, es ſei ihm ganz gleichgültig, wen immer er heirate. So blieb als letzte Joſepha von Bayern, die ſicher keinem Menſchen gefiel, aber ſie war die Schweſter des letzten, kinderloſen Kurfürſten von Bayern, brachte alſo vielleicht einen Zukunftswechſel für die Einlöſung dieſes Nachbarlandes mit. Die Erbfolgefrage gab den Ausſchlag, — Joſepha wurde mit Joſeph vermählt.

Die zweite Frau bildete den vollkommensten Gegensatz zu der ersten. Eine plumpe Gestalt, eine abscheulich unreine Haut, schlechte Zähne, linkisch im Benehmen und verblüffend ungebildet — so betrat die junge Münchnerin Gemächer, in denen noch das feine geistige Parfüm, die königliche Schwermut Isabellens zu schweben schien, so erblickte sie der Mann, der immer noch in Groll und Sehnsucht die Arme nach dem Schatten des Fürstenkindes aus Parma streckte. Dabei fehlte es der kleinen Münchnerin durchaus nicht an den guten Eigenschaften ihrer Rasse: sie war herzensgut, einfach, freundlich gegen jedermann, besaß auch einen netten Humor, mit dem sie sich aber in Wien nie herauswagte. Seitdem sie zum erstenmal den Fuß in die Burg gesetzt, fühlte sie sich ja so befangen, so bedrückt, so ganz unfähig, die Stellung auszufüllen, die ihr nun gehörte, daß sie am liebsten gleich wieder heimgelaufen wäre, zu der Schwester, zu den alten Dienerinnen, die sie kannten, ihre Befangenheit verstanden und sie liebten, wie sie eben war.

Die erste Zeit ging die junge Ehe leidlich, zudem Josepha bald glaubte, dem Gatten und dem Hof eine heißersehnte Hoffnung versprechen zu dürfen. In rührend kindlichen Worten schreibt sie nach München von dem großen Glück, das sie nun erwartet und über dem sie willig ihr karges Los vergißt, das sie bestimmt, täglich und fruchtlos mit dem Schatten einer Toten zu ringen. Die Hoffnung erweist sich aber als trügerisch; Josephas Leben, das bislang nur freudenarm gewesen, wandelt sich nun zu einem Martyrium. Joseph läßt jede Selbst-

beherrschung fallen, behandelt seine Frau mit einer Gleichgültigkeit, die eigentlich schon Roheit genannt werden und doppelt befremdlich erscheinen muß bei einem Manne, der vom Weltbeglücken träumte und noch im letzten seiner Diener die Menschenwürde respektierte. Josepha wußte nicht, was weher tat, ob die gelangweilte Gleichgültigkeit, mit der er an ihr vorüberging, oder die kalte Ironie, mit der er zu ihr sprach und vor der die arme, verschüchterte Frau völlig in sich zusammensinkt. Maria Theresia versuchte wohl, vermittelnd einzugreifen, mahnte den Sohn zu Geduld und Höflichkeit, aber es war vergebens. Joseph erklärte, daß er gegen seine Frau einen körperlichen Widerwillen habe und daß er nicht wisse, was er mit ihr reden solle, denn alles was ihn anging, interessiere sie ja doch nicht. Nun liegen in den kleinen, sehr unorthographischen Zetteln, die aus der Burg nach München gingen, nichts anderes mehr als Resignation, verhaltene Tränen und eine tiefe Sehnsucht nach dem Tod. Die Lage Josephas ist ja in der Tat erbärmlich. Da der eigene Mann sie preisgibt, ist sie für die ganze kaiserliche Familie, für den ganzen Hof ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes. Nur einer hält zu ihr, begegnet ihr freundlich, stützt und schirmt sie — der Schwiegervater. Der liebenswürdige Franzl war ja viel zu chevaleresk, als daß er eine Frau, und wäre sie auch die häßlichste ihres Geschlechts, brutalisieren möchte! Aus seiner Güte heraus kann er dem armen Ding nachfühlen, was es leidet, fühlt es vielleicht noch besser, weil er selbst so oft geduckt und nur als schöner Zierat behandelt worden ist.

Wie mag man ſich da erſt in der Burg vorkommen, wenn man nicht einmal als ſchöner Zierat angeſehen und geliebt wird! Da Franzl ſtirbt, ſchreit Joſepha denn auch laut weinend: „Ich Unglückſelige, nun habe ich meine letzte Stütze verloren!“

Das ganze Elend dieſes jungen Frauenlebens ſcheint ſich in den paar Worten zu offenbaren und doch erſchöpfen ſie das Elend nicht bis zuletzt. Das geweihte Stigma ihres Schmerzes trägt die kleine Bayerin tief verborgen unter Scham und Schüchternheit: ſie liebt ihren Mann, liebt ihn ebenſoſehr, ſo leidenſchaftlich, wie die ſchwermütige Iſabella den Ungenannten liebte, für den ſie hinſtarb. Zum zweitenmal lodern neben dem jungen Weltbeglücker die Flammen einer großen Leidenſchaft, zum zweitenmal ſieht er ſie nicht oder will ſie nicht ſehen. Die junge Joſepha iſt ſo aufgelöſt in Liebe und Angſt, daß ſie rot und blaß wird, wenn ihr Mann das Wort an ſie richtet; die Barockgötter auf den Deckengemälden von Nymphenburg erſcheinen ihr häßlich und plump neben ihrem ſchlanken Eheherrn mit den tiefblauen Augen, den zwei köſtlich aufgedrehten blonden Seitenlocken und der ſchneeweißen Haut, die freilich von den Blattern leicht genarbt iſt. Aber was fragt die Liebe nach Blatternnarben!? Tauſend Tode würde Joſepha für dieſen Mann ſterben, wenn er es forderte, Jahre ihres Lebens gäbe ſie darum, wenn er einmal, ein einziges Mal nur ungeſtüm, mit ausgebreiteten Armen ihr Gemach betreten wollte . . .

Er betrat es nie mehr. Er ließ ſogar auf einem gemeinſamen Balkon, der die Zimmer des Ehepaars verband, eine ſpaniſche Wand auf-

ſtellen, damit er ſeiner Frau nicht etwa begegnen mußte, und war geſchmacklos genug, vor den Augen des Hofes lieber über den Balkon zu klettern, als den Weg durch den Salon zu nehmen, der zwiſchen ſeinen Appartements und denen der Gattin lag. Maria Thereſia ſah als Mutter und Herrſcherin mit tiefer Betrübnis, wie ſchlecht die Ehe des älteſten Sohnes ging, aus der man wohl kaum einen Thronerben zu erwarten hatte, war betrübt und enttäuſcht, aber eine wirkliche, innere Teilnahme hat ſie gewiß nie für Joſepha gehabt. Sie, die ſelbſt ſo ſieghaft und fruchtbar geweſen, konnte nichts übrig haben für eine Frau, die nach Art und Schickſal zur Kinderloſigkeit, zum Zertretenwerden beſtimmt war.

... Wo ſind die Zeiten hin, da Maria Thereſias rotbäckiges Liebesglück die Burg mit ſeinem Glanz und ſeiner Fröhlichkeit erfüllt hatte? Es iſt, als ob die junge habsburgiſche Generation das Küſſen und Lachen verlernt hätte. Wenn die Mutter von dem Ehejammer des älteſten Sohnes wegblickt, ſo ſchaut ſie in die rotgeweinten Augen ihres Lieblings, der jungen Chriſtine. Die liebte ſeit langem den Herzog Albert von Sachſen, der öfters an den Wiener Hof gekommen war, aber Franzl verweigerte dieſe Heirat. Er wollte die Tochter ſeinem Schweſterſohn, dem Herzog von Chablais, vermählen und tröſtete ſie mit der alten Väterweisheit, daß ſie ſich in den herzoglichen Vetter Hals über Kopf verlieben würde, ſobald ſie ihn nur geſehen hätte. Franzl hatte ja nun allerdings perſönlich ſehr angenehme Erfahrungen über die Erfolge des lothringiſchen Blutes bei habsburgiſchen Töchtern gemacht, aber

Christine wollte die Konsequenzen seiner Erfahrung nicht ziehen, hing an ihrem Sachsen und war untröstlich, als es hieß, daß schon demnächst in Innsbruck eine Zusammenkunft mit dem Herzog von Chablais stattfinden sollte. Sie steckte sich hinter die Mutter, und Maria Theresia nahm für den Sachsen Partei, nicht nur, weil Christine ihre Lieblingstochter war, sondern vielleicht mehr noch, weil sie so tapfer bei dem Manne ihr Wahl aushielt. Maria Theresia erlebte da noch einmal den eigenen Jugendtraum. Wie jetzt die Christine um den Sachsen, so hatte sie einst um ihren schönen Lothringer gekämpft, und sie mochte es nicht ausdenken, daß die Tochter vielleicht weniger siegreich sein könnte, wie sie selbst gewesen, daß die Christine am Ende doch Herzogin von Chablais werden müsse. Christine ist, wie alle Verliebten, nervös, unbeherrscht, mitteilungsbedürftig. Maria Theresia bemüht sich, soviel sie kann, die Tochter zu trösten, zu erheitern und sie zur Klugheit zu mahnen. Wenn die beiden Frauen beisammen sind, tut sie's in Worten, wenn sie sich vorübergehend von der Tochter trennen muß, schreibt sie ihr Briefe, die anscheinend nur von dem handeln, was das verliebte Mädchen interessiert, in denen aber doch viel Lebensklugheit, vielleicht auch schon ein wenig müde Erfahrung klingt.

„Wenn diese Angelegenheit gelingen soll, muß das strengste Geheimnis gewahrt werden. Vor allem darfst Du ihm selbst niemals irgendwelche Hoffnung machen, Dich niemand anvertrauen, da Dich ohnedies schon die ganze Welt bedauert. Ich kenne Deine schwierige Lage und sie betrübt mich, aber nur Zwang, den Du Dir auferlegst, kann uns

an das erwünschte Ziel führen. Als Freundin und Mutter beschwöre ich Dich, Dich zu beruhigen und alles in die Hand Gottes zu legen, bei ihm allein kann man Ruhe finden."

Die Ermahnung zur Beherrschung, zu berechtigter Verschlossenheit, wenn's sein muß, sogar zur Verstellung, tritt stärker noch in einem anderen Brief hervor, der von der gefürchteten Begegnung mit dem unerwünschten Freier handelt.

„Gestalte Deine Lage nicht schwieriger, als sie wirklich ist. Wozu bietest Du aller Welt ein Schauspiel dar? Du darfst gewiß sein, daß man dich in Laxenburg, und noch mehr in Preßburg, wo Du so ruhig zu sein glaubtest, nur allzusehr erriet. Du bedarfst der Ruhe und mußt jede Erregtheit vermeiden. Es ist Dein nächster Verwandter und unser Neffe, der nach Innsbruck kommt, mehr brauchst Du nicht von ihm zu wissen. Je höflicher und liebenswürdiger Du bist, ohne dich ihm an den Hals zu werfen, desto mehr wirst Du die Leute ablenken und Dir selbst in jeder Hinsicht förderlich sein. Dein Glück, das Du in meine Hand legst, das Herz, das Du mir darbringst, ich nehm' es an und werde keinen schlechten Gebrauch davon machen, werde auch niemals gegen Deinen eigenen Willen handeln. Aber laß Dich nicht im voraus für oder wider die Sache einnehmen; es geschieht ohnehin nur das, was die Vorsehung über uns verhängt, wir sind nur die Werkzeuge, die sie benutzt, um uns zu unserem Ziel zu führen. Zeige nur Ruhe und Mut, die Rolle zu spielen, die Deine Pflicht dir vorschreibt; Du hast Begabung genug dazu, wenn nur Dein Wille sie recht unterstützt.

Keine kleinen Vertraulichkeiten oder Flüstergespräche im Vorübergehen, weder mit Deiner Schwester, noch mit wem immer. Sprich so wenig wie möglich von den Prinzen überhaupt, denke auch so wenig wie möglich an sie, damit Du Dich nicht beunruhigst oder zu sehr mit Deinen Gedanken beschäftigst. Kein Mitleid mit dem Anderen, denn er hat nicht mehr, noch weniger Hoffnung als seit fünf Jahren, daher ist seine Lage noch dieselbe. Schlage Dir die Gedanken an die beiden Prinzen für Deinen hiesigen Aufenthalt völlig aus dem Sinn, das ist das einzige Mittel, Dich glücklich zu machen. Dein Glück ist das Ziel, das ich verfolge, um es zu erreichen verspreche ich Dir, alles zu tun, was ich kann. Rede von ihm nicht mit Joseph, weder im guten noch im schlimmen, denn er wird Dich auszuhorchen suchen; antworte ihm darum nur, er möchte Dich, wenn er Dich liebt, in Ruhe lassen, Deine Lage sei ohnedies grausam genug . . ."

Diese Briefe mögen um das Jahr 1765 geschrieben worden sein, als der Hof nach Innsbruck gegangen war, um die Hochzeit des zweiten Sohnes, Leopold, mit der spanischen Marie Luise zu feiern. Der Poldl gehörte nun gewiß nicht zu den schwierigen Kindern Maria Theresias, wenn er auch bei einem Knabenstreit einmal zu seinem Bruder Joseph hochnäsig gesagt haben soll: „Du, du bist ja doch nur der Sohn vom Großherzog von Toskana, mein Vater aber ist Kaiser!" Die Liebe, die Joseph und Christine soviel Qualen bereitete, würzte und verkürzte ihm das Leben auf sehr angenehme Weise, und wenn es für ihn auf diesem Gebiet überhaupt Probleme gab, so waren sie von paradiesischer Ein-

fachheit. Bei Empfängen machte er noch als Jüngling den Eindruck eines aufsagenden Schulknaben und stand so sehr unter der mütterlichen Fuchtel, daß die Spaßmacher am Hofe erzählten, er müsse als neugebackener Ehemann auch da die Mutter um Erlaubnis fragen, wo sonst die lächelnde Einwilligung der jungen Frau genügt . . .

Und doch sollte die banale Konvenienzheirat dieses banalen Sohnes das letzte Freudenereignis sein, das Maria Theresia im Vollbesitze eigenen Frauenglücks genoß. In Innsbruck sollte der hellste Stern, der über ihrem Leben gestrahlt hatte, für immer verbleichen.

Der Franzl fühlte sich nicht wohl in Innsbruck, obgleich die schöne, sanfte Auersperg mitgekommen war, wie sie auch im Sommer stets mit nach Laxenburg kam. Ihn bedrückte diese Stadt mit ihrer schwelenden Hitze und den steilen, schwarzen Bergen, die so jäh und nah an sie herantreten, als wollten sie in ihren granitenen Armen sie zermalmen. Er klagte beständig über einen Druck auf dem Hirn, atmete mühsam und war schwerfälliger als sonst. „Ah, si je pouvais seulement sortir de ces montagnes de Tirol!“ Gerade jetzt, da sein Lebensring sich langsam schließen wollte, sehnte er sich vielleicht zum letztenmal nach den Gefilden seiner Jugend, nach Lüneville und dessen weiten, heiteren Geländen, in denen Öl und Wein reift . . . Wenn er ein wenig heiterer war, ging er oft in die Hofkirche, zum toten Kaiser Max I., dessen köstlichen Sarkophag achtundzwanzig Erzgestalten bewachen. Um die drei großen Erbtöchter — Bianca Sforza, Johanna von Arragon, Maria von Burgund —, die da zwischen

den Männern ſtehen, kümmerte er ſich wohl nicht weiter, denn er hatte ja ſelbſt eine große Erbtochter geheiratet, aber ſicher gefielen ihm vor allen anderen die zwei Figuren, die der Nürnberger Meiſter Peter Viſcher goß: der große Theodorich, der ſo unternehmend, und der ſagenhafte Arthur von England, der ſo ſehr nach einem Herzensbrecher ausſieht, wie vermutlich der Franzl ſelber ausſah, als er dreißig Jahre jünger und noch nicht Großvater war. Er bewunderte die erzenen Vorfahren ſeiner Kinder, ſcherzte freundlich mit den Franziskanern, die den Kirchendienſt verſahen und die Grabſtätten bewachten, ſang wohl auch einmal mit dem Joſeph und dem Poldl die Veſper, daß die frommen Brüder eilig herbeigehuſcht kamen, um dem kaiſerlichen Terzett zu lauſchen. Doch immer wieder umſchlichen ihn ſeltſame Ahnungen, daß er die Kirche mit den Blicken umfing und wie aus tiefem Traum erwachend ſprach: „Hier werde auch ich ruhen!“

So kam der 18. Auguſt heran. Nun verhülle dein Haupt, o Maria Thereſia, und frage den Himmel, warum er dich nach allen Schreckniſſen und Wirrſalen deiner Jahre auch den Tag noch erleben ließ, der über alle deine Kronen den Witwenſchleier breitet! Am 18. Auguſt 1765 ſtarb der römiſche Kaiſer Franz I.

11.

Der Schmerz der Kaiſerin war grenzenlos. Das furchtbare Ereignis war ja zu plötzlich über ſie hereingebrochen, keine Krankheit, kein ſchleichendes Leiden hatte ſie gemahnt und langſam vorbereitet, denn der Franzl war nach dem Beſuch der Oper, als er ſich zu einem kleinen Souper bei Joſeph begeben wollte, vom Schlag getroffen worden. Eine Schildwache fing den Umſinkenden auf, ſein Begleiter, Baron Reiſchach, brachte ihn in das nächſtgelegene Gemach, rief nach Ärzten und Aderlaß. Menſchliche Hilfe fruchtete nichts mehr, Maria Thereſias „großer und liebſter Kaiſer“ ſtarb, ohne das Bewußtſein wieder erlangt zu haben, in den Armen ſeines älteſten Sohnes. Die Kaiſerin verbrachte die erſte Nacht in einem fürchterlichen Zuſtand. Sie konnte nicht weinen, ſich nicht mit Klagen erleichtern, nur ein trockenes Schluchzen drang unaufhörlich aus ihrer Bruſt, das ſchrecklicher anzuhören war als Todesröcheln. Die ganze Umgebung atmete auf, als im Schein des nächſten Tages endlich Tränen über das Geſicht der Witwe ſtrömten. Sie verließ die Leiche des Gatten keinen Augenblick, Kriemhild kann neben dem gefällten Siegfried nicht lauter und verzweifelter geklagt haben, als dieſe kaiſerliche Frau. Mit eigenen Händen bereitete ſie ihm das

Leichentuch, und während sie weinte und ihren Toten bettete, erzählte sie, scheinbar den Damen, die ihr bei dem traurigen Werk halfen, in Wahrheit aber nur sich selbst, von dem „nicht genug zu preisenden, schönen und liebenswürdigen Franzl", wie bezaubernd er gewesen und wie lieb sie einander gehabt hatten . . .

Im ersten Anprall des ungeheuren Schmerzes gab sich Maria Theresia sogar wieder einer jener Selbsttäuschungen hin, an denen sie zuweilen litt, meinte, daß sie nun nichts mehr hienieden zu suchen habe, als den Frieden eines Klosters, und wollte als Äbtissin eines Damenstiftes ihr Leben beschließen. Die temperamentvolle, tätige und diktatorische Frau als stille, demütige Nonne, die den Rosenkranz abperlt — die Vorstellung ist so wunderlich, daß sie selbst in der tiefsten Trauerstimmung rundum nur Lächeln hervorrufen konnte. Zwei Tage später war von der Klosteridee auch nicht mehr die Rede; Maria Theresia wußte wieder, wer sie war und was die Welt noch von ihr erwartete. Nur noch ein wenig, ein ganz klein wenig belügt sie sich und die eigene Stärke: sie ernennt ihren Sohn Joseph zum Mitregenten, wie sie dreißig Jahre früher seinen Vater ernannt hatte. Wie der Vater, so wird auch der Sohn von dieser Mitregentschaft nur Kränkungen und Verdruß einheimsen . . .

In der Weihe des Leides wuchs Maria Theresia noch in Innsbruck über sich hinaus und lernte, was ihr sonst so schwer fiel: vergessen. Da sie sich anschickt, die Leiche des Gatten nach Wien zu überführen, tritt sie zum erstenmal wieder aus ihren Gemächern vor ihren Hofstaat hin. Da stehen

auf einer Seite des Gemachs in ehrfürchtiger Erwartung alle Damen und Herren, auf der anderen einsam, von allen gemieden und mit hämischen Blicken betrachtet, eine schwarzgekleidete, schwarzverschleierte Frauengestalt — die Fürstin Auersperg. Wie die Kaiserin erscheint, halten alle den Atem an, ihre Schranzenneugier erwartet schon mit gruselndem Behagen eine brutale Szene, wie der Hof von Versailles sie bei ähnlichen Anlässen erlebte. Die Kaiserin aber weiß nicht mehr, will nicht mehr wissen, was gewesen und was ihr geschehen ist. Sie weiß nur, daß diese einsame, verweinte Frau am Herzen des Kaisers lag, daß auf ihren Lippen vielleicht noch seine Küsse brennen, daß sein letztes Glück sich in ihren Augen gespiegelt hat. Da weiß sie, daß Liebe immer Liebe ist und immer Liebe verdient und daß man dem Franzl noch im Grab wehe täte, wenn man die Frau da beleidigte. Sie tritt auf sie zu, faßt ihre Hand und sagt ganz einfach, ganz selbstverständlich zu ihr: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!" Als die Kaiserin sich nach kurzer Zeit in ihre Gemächer zurückbegibt, steht die Fürstin nicht mehr einsam, sondern ist umringt, umschwänzelt von teilnehmenden Damen und ergebenen Herren . . .

Maria Theresia gab dem toten Gemahl ihr Haar mit in den Sarg und kleidete sich bis an ihr Ende in tiefe Trauer. Sie brachte es nicht mehr über sich die Zimmer zu bewohnen, in denen sie mit ihm so glücklich gewesen, zog nach einem andern Stockwerk der Burg und ließ alle Räume grau ausschlagen. Wieder und immer wieder stieg sie in die Kapuzinergruft hinab, blieb lange Zeit in Gebet

und ſtummer Zwieſprache mit ihrem Toten. Jeden 18. des Monats verbrachte ſie in völliger Einſamkeit, ebenſo den ganzen Auguſt, den Sterbemonat des Kaiſers. Ihr Mauſoleum, das ſie für ſich und Franz hatte errichten laſſen, erhielt nun auch die Grabſchrift, an der nur noch ihr eigenes Sterbedatum fehlte. Stärker aber noch als dieſe äußeren Zeichen ſprechen ihre Briefe aus dem Trauerjahr.

„12. Februar 1766.

Meine liebe Enzenberg!

Noch vor einem Jahr war dies der glücklichſte Tag meines Lebens, er iſt es noch heute, denn dieſes Glück iſt tief eingeprägt in mein unſeliges Herz und wird nur mit mir ſelbſt enden. Ich habe dieſen glücklichen Tag mit mir allein zugebracht, eingeſchloſſen in mein Kabinett, umgeben von den Bildniſſen unſeres geliebten und großen Gebieters. Wie glücklich iſt man noch, wenn man ſich einer gerechtfertigten Liebe hingeben kann. Alle die Stunden hindurch habe ich mich mit meinem entſchwundenen Glück beſchäftigt, nicht ohne bittere Reue, daß ich es in der Zeit, da ich es beſaß, nicht genügend geſchätzt habe. Die dreißig Jahre, die heut zu Ende gehen, ſcheinen mir kaum zehn geweſen zu ſein, und die fünf Monate ſeit unſerem gemeinſamen Unglück dünken mich zwanzig Jahre. Um den Tag heute zu feiern laſſe ich meine Garderobe verteilen. Was mir übrig bleibt und was ich mit Ungeduld erwarte, das iſt meine Bahre und mein Sterbekleid. Es wird mich mit dem einzigen Gegenſtand der Liebe vereinigen, den mein Herz in dieſer

Welt gekannt hat, und dem zugleich all mein Denken und Handeln, all meine Zärtlichkeit gehört. Danach können Sie die Leere beurteilen, die mich umgibt.

Ich bleibe immer ganz die Ihre, liebe Enzenberg.

Maria Thereſia."

An ihre Jugendfreundin, die Gräfin Edling, geht faſt um dieſelbe Zeit dieſer Brief:

„Liebſte, beſte und älteſte Freundin!

Wer hätte jemals gedacht, daß Du mich als Witwe ſehen würdeſt! Gott hat dieſes ſchwere Schickſal über mich verhängt, ſeine Gnade, ſein Wille iſt es allein, der mir helfen kann, es zu ertragen. Den vollkommenſten, den liebenswürdigſten Herrn habe ich verloren; ſeit dreiundvierzig Jahren war mein Herz ihm allein zugetan. Er war mein ganzer Troſt in meinem harten Lebenslauf, nichts iſt mir mehr geblieben. Wie glücklich wäre ich, wenn ich bei Dir meine letzten, traurigen Tage in der Sorge für mein Seelenheil beſchließen könnte! Aber auch dieſen Troſt habe ich nicht, muß wegen ſo vieler Kinder, die vorhin mein Vergnügen, jetzt mir große Sorgen und Kummer machen, noch in dem Getümmel der Welt bleiben, welches mir ſchier unerträglich ſcheint ... Bete für mich, liebſte Salerl, daß Gott mich erleuchte und ſtärke, ſolange ich noch in dieſer Welt herumkugeln ſoll und ſei verſichert von meiner wahren Freundſchaft."

Aus allen Tränen und allem Totenprunk ſprang aber doch ein lebensvolles, grünes Reis und wand ſich zum Brautkranz, ſo daß die junge Chriſtine

zu gleicher Zeit bittere und süße Tränen vergoß. Ihrem Sachsenglück stand ja nun nichts mehr im Wege, der Herzog von Chablais verschwand in der Versenkung, und Christinens Bräutigam wurde zum Statthalter von Ungarn mit dem Wohnsitz in Preßburg ernannt. Nun braucht man die glückstrahlende, junge Frau nicht mehr zur Vorsicht, zur Beherrschung und Ergebung zu mahnen, aber die mütterlichen Belehrungen hören deswegen doch nicht auf. Maria Theresia hat eine wahre Leidenschaft, den erwachsenen Kindern, Söhnen wie Töchtern, immerfort Verhaltungsmaßregeln zu geben, als ob sie zeitlebens unverständig und unmündig geblieben wären. Bald nach der Vermählung ging zwar ein sehr reizender Brief an Christine ab, in dem nicht nur Zärtlichkeit liegt, sondern auch mehr intime Stimmung, als die Kaiserin sonst in ihre Briefe goß: „Mein Herz hat eine Erschütterung erlitten, die es besonders an einem Tag wie heute empfindet. Binnen acht Monaten verliere ich den anbetungswürdigsten Gatten, einen Sohn, der meine volle Liebe verdient (Poldl war nach dem Tode seines Vaters Großherzog von Toskana geworden und residierte in Florenz) und eine Tochter, die nach dem Tode ihres Vaters mein ganzes Glück ausmachte, meinen Trost, meine Freundin. Heute nachmittag war ich recht kindisch; als ich um drei Uhr Deine Schwestern durch mein Zimmer gehen hörte, glaubte ich einen Augenblick, daß auch meine Mimi erscheinen werde. Aber sie war gerade beschäftigt, zu Hause die Honneurs zu machen und sich der Gegenwart ihres geliebten Mannes zu erfreuen." Aber die weiche Stimmung der vereinsamten Mutter

hält nicht lange vor. Bald gehen soviel Ermahnungen, Vorschriften, Befehle nach Preßburg, als ob die gute Christine nicht am Kaiserhof zu Wien, sondern als die Tochter eines Krämers in der Provinz geboren worden und ohne die geringste Weltkenntnis sei. Mama ist hier zwar nicht ganz so indiskret, wie sie es angeblich in den Honigmonden Poldls war, aber sie diktiert der Tochter, wann und wie sie speisen, Bälle geben, Theater, Messe, Vesper und Predigt besuchen soll. Von Wien aus verfügt Frau Maria Theresia, wie der Kutscher in Preßburg zu fahren hat, wann Christine mit ihrem Albert allein sein kann, und wann ihnen eine Dame oder ein Kammerdiener folgen muß. Sie versucht nicht einmal ihre Anordnungen durch stilistische Feinheiten zu mildern, nein, es heißt immer ganz einfach: „Du sollst ... Du mußt ... Du darfst nicht.“ Sehr komisch wirkt es, wenn sie ihre Befehle immer wieder mit „Du mußt Deinen Mann um alles fragen“ oder „Du sollst alles opfern, um ihm zu gefallen oder seinen Willen zu tun“ untermischt, und man fragt sich, wo in dem von der Mutter so peinlich geregelten Leben eigentlich noch Platz für den Willen des Mannes geblieben wäre. Die Kaiserin merkt aber offenbar gar nicht, wie ihre Ermahnungen oder richtiger Befehle den Gatten überhaupt ausschalten, nein, sie ist überzeugt, daß sie die junge Frau speziell für ihn ausgezeichnet beeinflußt, denn sie kann in ihren Episteln nicht genug schöne Redensarten anbringen, wie eine ideale Ehe beschaffen sein müßte. „Daß niemals ein Verdacht in Deinem Herzen Eingang finde: je mehr Freiheit Du Deinem Gemahl läßt, je mehr Du ihm Dein Vertrauen

zeigst, desto anhänglicher wird er Dir sein. Alles Glück der Ehe besteht in Vertrauen und beständiger Güte. Die törichte Liebe vergeht bald; aber man muß sich achten, sich gegenseitig nützen. Der eine muß der wahre Freund des andern sein, um die Unfälle dieses Lebens ertragen und seine Wohlfahrt begründen zu können."

Und einige Zeilen weiter: „Ich habe Dich bei Deinen Freundinnen eifersüchtig gesehen. Hüte Dich davor bei Deinem Manne; das würde ihn entfremden. Nicht einmal scherzen sollst Du über diesen Punkt, vom Scherzen kommt man zu Vorwürfen, der Ärger tritt hinzu, die Abneigung stellt sich ein.

„Welches Glück stets eine liebenswürdige Gemahlin vorzufinden, die immer darauf bedacht ist, ihrem Manne alles Glück zu bereiten, ihn zu unterhalten, zu trösten, ihm nützlich zu sein, die ihn nie geniert, zu der er immer kommen kann, die sich mit seinen zarten Aufmerksamkeiten begnügt und glücklich ist, um ihn zu sein.

„... Alles hängt von der Frau ab. Sie soll die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; sie soll es aber nie mißbrauchen, weder damit prunken noch befehlen wollen. In dieser Hinsicht ist Deine Lage ebenso heikel, wie es die meine war. Laß ihn niemals Deine Überlegenheit fühlen!"

Wenn der Franzl vom Himmel herab all die schönen Episteln hätt' lesen können, die seine Frau da schrieb, so hätt' er wohl gelächelt, daß sie's gar so gut verstand, Wasser zu predigen, nachdem sie doch zeitlebens reichlich Wein getrunken hatte und nicht einmal insgeheim. Hätt' sie vielleicht an die

Staatsratsitzungen erinnert, bei denen sie ihm über den Mund fuhr, wie einem Schulbuben, und an die großen Eifersuchtsszenen, bei denen sie sich beide krank stritten. Thereſe, liebe, temperamentvolle Thereſe, wo war in unſerer Jugend das ſanfte Vertrauen und die demütige Unterordnung unter den Willen des Mannes?!

Die junge Ehe in Preßburg bleibt zunächſt der einzige Sonnenblick im Familienleben der Kaiſerin. Die Ehe Poldls mit ſeiner Spanierin geht wohl ganz gut, aber Florenz iſt weit weg, und die Ehe Joſephs — — Ja, iſt das überhaupt eine Ehe? Iſt der römiſche Kaiſer überhaupt verheiratet? Man muß ſich immer erſt ein wenig beſinnen, ehe einem die garſtige, ſtille Frau einfällt, die bis zur Lächerlichkeit vernachläſſigt und gedemütigt an dieſem Hof ein bejammernswertes Daſein führt. Seit der Schwiegervater geſtorben iſt, geben ſie ſich nicht einmal mehr Mühe, ihre Abneigung zu verbergen. Die glückſtrahlende Chriſtine triumphiert, weil ſie immer, wenn auch aus ganz egoiſtiſchen Gründen, gegen dieſe Verbindung geweſen iſt, und Maria Thereſia, die kinderreiche, kann nicht verzeihen, daß die Schwiegertochter ungeſegnet geblieben iſt und ſo dem Sohn, dem Thronerben, das Leben verpfuſcht hat. Das Aſchenputtel aus München knickt immer tiefer in ſich zuſammen, als wolle es um Verzeihung bitten, daß es gar ſo häßlich und unglücklich ſein müſſe . . .

Mit eins geht ein unheimliches Flüſtern durch die Burg. Keine Aufregung, keine Herzensangſt iſt's, denn es handelt ſich ja nicht um eine wichtige Perſon, ſondern bloß um die Frau des römiſchen Kaiſers.

Aber geflüstert wird's und mit stockendem Atem weitererzählt, daß die junge Kaiserin sich blatternkrank gelegt hat . . . Die allgemeine Teilnahmlosigkeit ist groß und beschämend, beschämender noch für die Gesunden, als für die Kranke. Eine einzige nur vernimmt die Botschaft mit Schreck und Scham, — Maria Theresia. Da das Aschenputtel vom Fieber verzehrt wird, erwachen im Herzen der Schwiegermutter alte, gute Gefühle, und auch ein neues, das sie kaum je gekannt hat: Reue. Sie hat's ja gar nie so bös gemeint, sie hat das Aschenputtel wahrhaftig nicht mit Vorsatz gekränkt und heruntergedrückt, nur die Laune ist immer wieder mit ihr durchgegangen, der verzeihliche Groll über das Mißgeschick des Sohnes. Nun aber, da es vielleicht ans Sterben geht, nun will sie die Josepha doch nicht von sich lassen, will um sie mit dem Tod ringen, wie sie nur um ein von Herzen geliebtes Kind ringen könnte, will am Krankenbett sühnen, was sie je an der kleinen Dulderin verbrach. Voll Temperament und Selbstverleugnung vergißt sie, daß sie nun doch schon fünfzig Jahre zählt und wie verhängnisvoll gerade die Blattern ihrem Hause geworden sind. Sie pflegt Josepha mit äußerster Hingebung, meint, es müßte gelingen, sie ins Leben zurückzureißen. Ihr Wille scheiterte an einer stärkeren Macht. Still und nebenhin, wie sie gelebt, starb Josepha im Jahr 1767, kaum achtundzwanzig Jahre alt. Joseph, der ihr Krankenzimmer nie betreten hatte, fehlte auch bei der Beisetzung, die mit so unanständiger Hast und Prunklosigkeit vollzogen wurde, daß bald im Volk seltsame Sagen über diese tote Kaiserin umgingen. Es gab Leute, die in allem

Ernſt behaupteten, ſie läge gar nicht in der Kapuzinergruft, ſondern lebe als Nonne in einem niederländiſchen Kloſter ...

In dem Augenblick, da Joſepha die müden Augen ſchloß, war freilich weder Zeit noch Luſt zu Pompentfaltung vorhanden, wie ſie der Wiener Hof ſonſt liebte. Alle Blicke waren voll Angſt auf das neue Opfer gerichtet, das die entſetzliche Krankheit umkrallt hielt, — auf Maria Thereſia. Teilnahme und Erregung ſteigerten ſich noch, da man wußte, daß die Kaiſerin ſich am Krankenbett der Schwiegertochter angeſteckt hatte, und jeder fürchtete ſchon das Schlimmſte. Joſeph, der ſich um ſeine verſcheidende Frau gar nicht gekümmert hatte, wich Tag und Nacht nicht von der kranken Mutter. Während die arme, zum Unterliegen beſtimmte Joſepha ſchon in der Kapuzinergruft moderte, erhob ſich die kaiſerliche Matrone ſieghaft, wie ſie immer geweſen, trug keinen anderen dauernden Schaden von dem mörderiſchen Übel davon, als ein durch tiefe, rote Narben entſtelltes Geſicht. Es heißt, ihre Eitelkeit ſei immer noch ſo groß geweſen, daß von dieſen Tagen an alle Spiegel aus ihren Gemächern verbannt wurden, weil ſie den Anblick ihrer zerriſſenen Haut nicht ertragen wollte.

12.

Da nun die jüngſten Kinder immer mehr heranwuchſen, war es natürlich Maria Thereſias große Angelegenheit, ſie möglichſt gut zu verheiraten. Vom Glück des einzelnen war dabei nicht viel die Rede, um ſo mehr von dem Vorteil, den Dynaſtie und Reich durch neue Verbindungen erreichen ſollten. So unheilvoll ſich die Waffenbrüderſchaft mit Frankreich auch erwieſen, ſo hatte die Kaiſerin doch eine zärtliche Zuneigung zum Lilienbanner bewahrt und wußte nichts Beſſeres, als das Bündnis mit Frankreich durch möglichſt zahlreiche Ehen mit Bourbonen zu bekräftigen. An die eigenen Söhne dachte ſie im Augenblick weniger als an künftige Schwiegerſöhne, hatte auch keinen Grund, ſich in dieſer Hinſicht beſonders mit ihnen zu befaſſen: Joſeph lehnte jede Anſpielung auf eine dritte Frau energiſch ab, Ferdinand würde binnen kurzem die Erbtochter von Modena, Maſſa und Carrara heiraten, und der dicke, vergnügte Maxl war zum geiſtlichen Stand beſtimmt, weil ſich's ſchickte, daß immer ein Sohn des Hauſes Habsburg das geweihte Kleid trug. Die Töchter aber hielten als Zukunftswechſel die Ehekontrakte in Händen, auf die je ein Bourbone in Parma, Neapel oder gar Paris ſeine Unterſchrift ſetzen ſollte, vorausgeſetzt nämlich, daß er ſchreiben konnte, was

nicht bei all diesen Herren unumstößlich sicher stand . . .

Der erste, den die große Schwiegermutter in Aussicht nahm, war der König Ferdinand von Sizilien, ein Sohn spanischer Bourbonen, den man aus Angst vor der erblichen geistigen Belastung der Familie von jeder ernsten Beschäftigung zurückgehalten hatte. Wie wenig Illusionen die Kaiserin sich über seine Persönlichkeit machte, geht aus einem Brief an die Gräfin Lerchenfeld, die Oberhofmeisterin der präsumptiven Erzherzogin-Braut hervor: „Der junge König zeigt keine feststehende Neigung, als für die Jagd und das Schauspiel. Er ist ungemein kindisch, lernt nichts, kann nichts als das schlechte Italienisch des Landes und hat sogar bei manchen Gelegenheiten Beweise von Strenge und Härte gegeben. Er ist gewohnt, nur seinem eigenen Willen zu folgen und besitzt niemand, der ihm eine Erziehung geben könnte und wollte . . ."

So wenig vorteilhaft dies Porträt auch anmutet, so zögerte die Kaiserin doch nicht, diesem angenehmen, jungen Mann immer aufs neue eine Tochter zur Braut zu wählen. Immer aufs neue, denn die erste, Johanna, starb schon als Kind und auch die sechzehnjährige Josepha, die sie ersetzen sollte, wurde durch ein tragisches Geschick vor dem kläglichen bewahrt, das ihrer in Neapel gewartet hätte. Alles war schon zur Abreise nach Neapel vorbereitet, da drang die Kaiserin, die mit den Jahren immer bigotter und herrischer wurde, in die Tochter ein, daß sie noch in der Kapuzinergruft, an den Gräbern ihrer Vorfahren, um Segen beten sollte für ihr neues Leben. Die junge Erzherzogin, die gleich

Königin Marie Antoinette.

Gemälde von E. Vigée Le Brun im Muſeum zu Verſailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.,
Paris und New York.

ihren anderen Schwestern eine tiefe Abneigung gegen das ewige Kirchenlaufen hegte, weigerte sich, weil sie vor der Kapuzinergruft in diesem Augenblick ein ihr selbst unerklärliches Entsetzen empfand. Die diktatorische Mutter hatte aber für unbestimmte Sentiments kein Verständnis, und ob Josepha, die doch schon beinahe eine Souveränin war, auch weinte und bat, daß sie daheim bleiben dürfe, so fuhr doch der Wagen vor, und die beiden Frauen stiegen hinab in das Grabgewölbe, in dem man vor kaum vier Monaten die bayerische Josepha beerdigt hatte. Ob es wahr ist, daß man in der Gruft immer noch den Verwesungsgeruch dieser Leiche spürte, die sich unmittelbar nach dem Abscheiden so schnell zersetzt hatte, daß man sie nicht mehr einbalsamieren konnte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls aber kam die junge Braut blatternkrank in die Burg zurück und starb gerade an dem Tage, an dem sie in ihr Königreich hätte reisen sollen, am 15. Oktober 1767. Seitdem zwang Maria Theresia die Töchter nicht mehr, sie in die Kapuzinergruft zu begleiten, während sie früher oft stundenlang dort hatten bleiben müssen, bis sie (wie die Erzherzogin Elisabeth, die spätere Äbtissin versichert), überhaupt nicht mehr wußten, was sie beteten und was um sie her vorging. Die Gemütstiefe des neapolitanischen Bräutigams erwies sich übrigens beim Tod der Braut aufs allerschönste. Er war sehr verdrießlich, daß er wegen der Trauer nun etliche Tage von Jagd und Fischfang fernbleiben mußte und quälte die Hofherren mit seiner Langeweile, bis einer endlich auf den Gedanken kam, man könne ja, um den hohen Herrn zu unterhalten, das Leichenbegängnis der Braut in effigie

darſtellen. Ein junger Höfling wurde als Prinzeſſin angezogen und auf eine offene Bahre gelegt; um möglichſt wahrheitsgetreu zu wirken, ließ er ſich Geſicht und Hände mit Schokoladetröpfchen betupfen, weil er doch nicht im Augenblick wirkliche Blattern zur Verfügung hatte. An der Spitze ſeiner Höflinge zog der junge König nun hinter der Bahre im Palaſt umher, an Sir William Hamilton vorbei, der als engliſcher Geſandter zur Kondolenz gekommen war und jedenfalls etwas verblüfft über dieſe Art von Leidtragenden dreinſchaute . . .

Doch ob auch zwei Bräute durch den Tod dem Thron von Neapel entronnen waren — Maria Thereſia gab nicht nach. Eine dritte Erzherzogin, Karoline, ward auserſehen als Gattin für den unmöglichen Bourbonen. Daß die Wahl gerade auf dieſe Tochter fiel, beweiſt deutlich, daß die Kaiſerin, ſo laut ſie auch immer als Mutter gerühmt wird, ſich bei den Vermählungen der Töchter faſt ausſchließlich von politiſchen Gedanken leiten ließ und auf Individualität gar keine Rückſicht nahm. Denn von all ihren Töchtern war ſicher Karoline die begabteſte, der Mutter am meiſten ähnlich in Vorzügen wie in Fehlern. Die Kaiſerin tadelt freilich hart an ihr: „Zu meinem großen Erſtaunen habe ich vernehmen müſſen, daß Du Deine Gebete ſehr ungezwungen verrichteſt ohne Ehrfurcht, ohne Aufmerkſamkeit und noch weniger mit Inbrunſt.“ Auch ſonſt gibts an dem Mädchen allerlei auszuſetzen. Sie iſt launiſch bei der Toilette, ſie hat eine garſtige Stimme, eine häßliche Sprache, heckt Kindereien aus und macht vorwitzige Bemerkungen. Da ſie nach Neapel zieht, bemerkt die Mutter auch, daß ſie voll

Einbildung und Herrschsucht sei, sie ist neugierig, läßt ihre Zunge zu rasch laufen, hat kein Talent, sich anzuziehen und soll also dies Geschäft lieber ihren Kammerfrauen überlassen. Und es wird ihr vorgeschrieben, wieviel Stunden sie in gesunden Tagen und wieviel sie in kranken schlafen soll, was sie kaufen, verschenken und schreiben darf. Und immer wieder wird ihr befohlen, den blödsinnigen Gatten von Herzen zu lieben, denn dies sei das einzig wahre Glück auf Erden. Einmal nur guckt ein Zipfelchen Selbsterkenntnis durch, als ob's der Kaiserin eingefallen wäre, daß auch in der Burg das Familienleben nicht immer so himmelblau ausgesehen hatte, wie die Mutter es bei den Töchtern wünscht: „Gott sei Dank, hast Du in unserer Familie im allgemeinen nur Gutes gesehen, obwohl ich nicht behaupten will, daß alle vollkommen sind . . ."

. . . Ehrgeizig, selbstbewußt, ungewöhnlich tapfer und ungewöhnlich willensstark, hat Karoline später, in kriegerischen Zeiten, selbst einem so großen Gegner wie Napoleon Respekt und Bewunderung abgezwungen, so daß er sie in seinen Briefen dem Bruder Joseph mehrfach als Muster hinstellt. „Diese weiß wie eine Königin zu denken und zu handeln, ihre Rechte und ihre Würde zu wahren." Und diese Sechzehnjährige, voll Verstand und Ungestüm, schickte man nach Neapel, zu dem König, der ihrer Schwester das geschmackvolle Leichenbegängnis in effigie veranstaltet hatte! Es klingt fast wie Hohn, wenn auch diese junge Frau ermahnt wird: „Die Frauen haben immer unrecht, wie ihre Männer auch sein mögen. Du schuldest jedweden Anord-

nungen Deines Gatten alle Hochachtung, alle Willfährigkeit und Ergebenheit, besonders in der Öffentlichkeit, um als erste Untertanin mit gutem Beispiel voranzugehen und zu zeigen, daß Du Deine Pflicht kennst . . .

„Schlag' andern gegenüber niemals Deinen hochmütigen Ton an, Du hast nichts zu befehlen, Du bist keine Herrscherin, und wenn Dein Gatte Dich seines Vertrauens würdigt, so gebrauche es, um alles in seinem Namen zu tun, voll Milde und ohne Hochmut."

Und wieder: „Eine andere Mutter würde Dich anfeuern, nach Teilnahme an den Geschäften zu streben; ich aber kenne allzusehr ihre Last und die damit verbundene Gefahr, um Dich dahinein ziehen zu wollen. Nichts darf ohne die Zustimmung und Billigung des Königs geschehen. Selbst wenn er Dich an seiner Regierung teilnehmen lassen, Dich in die Geschäfte einweihen, Dich zu Rate ziehen will, darfst Du es niemals nach außen hin zeigen. Ihm laß vor der ganzen Welt die Ehre und begnüge Dich mit seinem Vertrauen."

Karoline hat, fast möchte man sagen, erfreulicherweise, sich um diese mütterlichen Ermahnungen nicht gar viel gekümmert, hat sehr bald herausgefunden, daß es auf der Welt für eine gescheite Frau doch noch wünschenswertere Dinge gibt, als das Vertrauen und die sehr fragwürdige Liebe eines albernen, ungebildeten und herzensrohen Mannes. Sie hat ihn sehr bald durch seine niedrigen Eigenschaften völlig beherrscht, die Regierung an sich gerissen, und wenn die Mutter auch die großen Begebnisse und Katastrophen des Königreichs Neapel

nicht mehr erlebte, so ist sie doch schon lange vorher ziemlich unzufrieden mit der ehrgeizigen Tochter gewesen, die ihr so sehr glich.

Auch die dritte Tochter, Amalie, die ebenfalls einen Bourbonen, den Herzog von Parma, geheiratet hatte, gab reichlich Grund zu mütterlicher Unzufriedenheit. Da sie auf die Wiener Mahn- und Zankepisteln nicht reagierte, schickte Maria Theresia einen Vertrauten, den Grafen Rosenberg, nach Parma, um die herrschsüchtige und eigensinnige junge Frau zur Raison zu bringen. „Die in Parma seit dem Tage der Verbindung unserer Tochter Amalie mit dem Infanten und Herzog von Parma entstandenen Irrungen und unangenehmen Ereignisse sind dem Grafen ebenso bekannt, wie leider ganz Europa, dem sie zur Fabel und zum Gelächter dienen." Ganz Sachlichkeit, ganz Souveränin, setzt sie dann dem Grafen auseinander, wie sie alle Fehler und Übergriffe der Tochter zuerst ihrer großen Jugend zugute gehalten, wie sie zuerst gemahnt, dann geschwiegen habe, und wie sie nun auf die Veranlassung Spaniens und Frankreichs den letzten Versuch mache, Amalie in ihre Schranken zurückzuführen. Und wenn die Tochter jetzt nicht nachgibt, „so wird der Graf sie aufs bündigste versichern, daß ich ihre Aufführung nicht allein öffentlich mißbilligen werde, sondern auch, geschehe, was da wolle, mich ihrer bei keiner Gelegenheit annehmen, um sie zur Erhaltung meiner Ehre und Ruhe ihrem Schicksal, ihrem Eigensinn und ihren elenden Ratgebern auf ewig zu überlassen". Sie hat nicht nur gedroht, sie hat auch Wort gehalten. Für lange Zeit hat sie „Parma völlig vergessen", und auch als der

Friede wieder hergestellt war, sind die beiden Frauen doch nie mehr intim miteinander geworden.

Es war natürlich und zugleich verhängnisvoll, daß gerade die begabten theresianischen Kinder aus dem gleichen Holze geschnitzt waren, wie die Mutter, und daß gerade sie, für deren Eigenart die Erziehung in der Burg doch mehr oder minder peinlicher Drill war, daß gerade sie sich am stärksten gegen Zwang und aufgedrungene Bigotterie stemmten und später, als sie in die Freiheit kamen, zunächst gehörig über die Stränge schlugen. Keine hat diese Wechselwirkung zwischen häuslicher Umwelt und persönlicher Eigenart schwerer gebüßt, als die jüngste Erzherzogin, die noch im Hause blieb, und für den mächtigsten der Bourbonen zur Gefährtin bestimmt wurde — Marie Antonie.

Die Erzherzogin steckte noch tief in den Kinderschuhen, da hätschelte schon die Mutter den Gedanken, daß die kleine Blondine dereinst Königin von Frankreich werden sollte. Da Madame Geoffrin auf der Durchreise zum König von Polen nach Warschau in Wien eintrifft und von der Kaiserin empfangen wird, bewundert die französische Dame unter allen andern Kindern gerade die graziöse und einschmeichelnde kleine Antonie, worauf die Kaiserin gleich einen Fühler auswirft und lachend fragt: „Wollen Sie sie mitnehmen nach Paris? Ich gebe sie Ihnen auf der Stelle mit!“ Die ältliche Madame Geoffrin hatte natürlich keine Verwendung für eine junge Erzherzogin, aber auch ohne sie wußte man in Versailles, daß die Burg reich an hübschen Töchtern und die Kaiserin sehr bereit war, eine davon

unter das französische Lilienbanner zu stellen. So wenig wie bei Karoline, so wenig fragte sie auch bei Antonie, ob der königliche Freier wohl geschaffen sei, ein blutjunges Ding zu leiten und glücklich zu machen. Als der Hof von Versailles um die fünfzehnjährige Antonie warb, ging Maria Theresia nicht etwa mit ihrem mütterlichen Herzen zu Rate, sondern begab sich — zu einer Nonne, die im Geruche der Heiligkeit stand und angeblich prophetische Gesichte hatte. Die Kaiserin fragte, welches Schicksal die junge Tochter im fernen Land erwarte; die Nonne entgegnete darauf die ganz allgemein gehaltene Phrase: „Sie wird zuerst Unglück erleben, und dann wieder fromm werden!" Da weinte die Kaiserin, aber nicht ob des Unglücks, sondern wegen des Wortes „wieder", aus dem man doch schließen mußte, daß die Antonie vorher aufhören würde, fromm zu sein. Weinte, gab aber doch das halbwüchsige Mädelchen an einen Hof, der just nicht im Verdacht der Frömmigkeit oder der Tugend stand, und bekräftigt so, wie recht Friedrich von Preußen hatte, als er später gelegentlich der Teilung Polens bissig von ihr sagte: „Elle pleure et elle prend!" — Da Antonie nun Dauphine von Frankreich geworden, ist Maria Theresia in ihrem eigentlichen Element. Die Kuriere nach Preßburg, Neapel, Parma, Mailand und Florenz fliegen nur so hin und her, und man fragt sich erstaunt, wo diese Frau, die ein großes Reich regierte und auch schon begann, dem Alter tributpflichtig zu werden, die Zeit und die Gedankenfrische hernahm, um immerfort mit den entfernten Kindern nicht nur im Briefwechsel, sondern auch in wirklichem Kontakt zu bleiben und

zu jedem kleinſten Ereignis in den jungen Ehen ausgeſprochen Stellung zu nehmen. Die intereſſanteſten und hübſcheſten Epiſteln gehen aber ſicher nach Paris; man ſpürt da zwiſchen den Zeilen, wohl auch in den Worten eine gewiſſe weiche Zärtlichkeit, wie man ſie nur für die jüngſten Kinder hat, denen man ſchon mit der reſignierten Nachſicht reifſter Jahre gegenüber ſteht. Und immer wieder merkt man, wie ſtolz die Kaiſerin iſt, daß ihre Antonie einſt Königin von Frankreich ſein wird, ſo ſtolz, daß ſie mit all ihrem perſönlichen und habsburgiſchen Selbſtbewußtſein zuweilen ganz demütig erſcheint, was an der ſonſt ſo herriſchen Frau verwunderlich und anmutig wirkt. An dem Tenor dieſer Briefe trägt zweifelsohne auch die Perſönlichkeit der Empfängerin Schuld. Antonie iſt nicht nur nachgiebiger und einſchmeichelnder als die Schweſtern in Parma oder Neapel, ſie iſt auch noch ſo jung, ſo unbekümmert jung, daß ſie der Mutter in allem recht gibt und ihre Briefe faſt ſo beantwortet, wie ein Schulmädchen tun würde. Später, viel ſpäter erſt, wenn die große Sündflut über uralte Frevel der Bourbonen wegbrauſt, wird ſie ſich mit ihrer eiſernen Willensſtärke und ihrer königlichen Haltung als die rechte Tochter Maria Thereſias erweiſen; in der erſten Zeit ihrer Korreſpondenz nach Wien aber iſt ſie nur eine hübſche, junge Frau, die ganz benommen iſt von der Freiheit und den Huldigungen, die ſie plötzlich umgeben, und die zu allem, was aus der Burg kommt, zerſtreut lächelnd: „Ja ja“ ſagt, weil ſie gar nicht recht hinhört, ſondern mit Dingen beſchäftigt iſt, die für eine verführeriſche Prinzeß in Verſailles viel wichtiger ſind, als die

Sorgen der Mama über einen bevorstehenden Krieg oder über das Seelenheil ihrer Kinder . . . Natürlich erhält auch Antonie die bekannten Ermahnungen über Frauendemut und Männerrecht, über die Franzl noch vom Himmel herab lächeln müßte, aber die Kaiserin geht hier noch weiter als sonst, zeigt eine Liberalität, die ihren sonstigen sittenstrengen Ansichten erstaunlich genannt werden muß und beweist, daß sie das elastische Gewissen der großen Politiker gehabt hat. In diesen Briefen erscheint nämlich der alte Lüderian, Ludwig XV., fast wie das Ideal eines Mannes, eines Beraters und Freundes für die jugendliche Tochter. „Dieser Vater, dieser Freund tröstet mich, richtet mich auf in meinem Kummer und ist all meine Zuversicht, denn ich hoffe, daß Du meinem Rate folgen wirst, Dich allein an ihn zu halten und überall seine Befehle und Winke abzuwarten." Als Ludwig stirbt, versichert sie ernsthaft: „Mein ganzes Leben lang werde ich diesen Fürsten und Freund, Deinen guten und zärtlichen Schwiegervater betrauern." Hui! und was für ein Donnerwetter setzt es erst, als Antonie, hochnäsig und schlecht beraten, sich's einfallen läßt, der Dubarry den schuldigen Respekt zu verweigern: „Du hast die Dubarry nicht anders anzusehen, wie eine Dame, die zum Hof und zur Gesellschaft des Königs zugelassen ist, Du bist seine erste Untertanin, Du schuldest ihm Gehorsam und Unterordnung; Du mußt dem Hof und der Hofgesellschaft ein Beispiel geben, daß dem Willen Deines Herrn Folge zu leisten ist. Wenn man noch Demütigungen, Vertraulichkeiten von Dir verlangte, würde weder ich noch irgend jemand dazu raten, aber ein gleich-

gültiges Wort, ein freundlicher Blick, nicht aus Rücksicht für die Dame, sondern für Deinen Großvater, Deinen Gebieter, Deinen Wohltäter! Und Du sträubst Dich, ihm bei der ersten, nicht so bald wiederkehrenden Gelegenheit, gefällig zu sein und ihm deine Zuneigung zu beweisen! Du fürchtest Dich, mit dem König zu sprechen, aber nicht ihm ungehorsam zu sein und ihn zu verletzen! Ich erlaube Dir, vorläufig eine mündliche Auseinandersetzung mit ihm zu vermeiden, aber ich verlange, daß Du ihn durch all Dein Tun von Deiner Ehrfurcht und Zärtlichkeit überzeugst, daß Du jede Gelegenheit benutzest, um ihm zu gefallen. Und wenn Du Dich auch mit allen andern erzürnen müßtest — Du hast nur das eine Ziel, dem König zu gefallen und seinen Willen zu tun." Und ein anderes Mal: „Ich fordere nicht zu viel, wenn ich verlange, daß Du vier- oder fünfmal im Jahr ein ungezwungenes Wort an die Favoritin richtest . . . Dein Verhältnis zum König wird freier und vertrauensvoller sein, wenn Du Dir über diesen Punkt keine Vorwürfe zu machen hast, denn alle Welt sagt, daß der König freundlicher gegen Dich ist, als Du gegen ihn . . . Sage nicht, daß ich schelte, daß ich Predigten halte, sondern sage: Mama liebt mich so sehr und ist stets um mich und mein Wohlergehen besorgt; ich muß ihr vertrauen und ihre Ratschläge befolgen . . . Genug davon, Du weißt nun alles, was nötig ist. Ich hege keinen Groll noch ‚Verschmach' — es genügt, daß ich Dir diese Dinge gesagt habe."

Aber nicht nur die unkluge Hochnäsigkeit Antoniens verdrießt die Mutter, mehr Sorge noch bereitet ihr, daß die junge Frau nur an Vergnügen,

gar nicht an ernsthafte Beschäftigung denkt, und daß sie trotz allem Hochmut gelegentlich die Neigung hat, so unbekümmert zu sein, daß es der Kaiserin wie Mangel an Selbstachtung vorkommt. „Vergeblich erwarte ich alle Monate die Liste Deiner Bücher und Beschäftigungen. Deinem Alter läßt man wohl Leichtfertigkeiten und Kindereien hingehen, aber auf die Dauer wird alle Welt ihrer überdrüssig. Du mußt gute Bücher lesen, Dich nützlich beschäftigen, mußt Dir dadurch Achtung und Ansehen gewinnen, namentlich in einem Lande, wo man so wohl unterrichtet ist, und wo man den anderen hierin nichts nachsieht, mögen sie noch so hoch gestellt sein. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß in dieser Hinsicht schon die öffentliche Meinung sich mit Dir beschäftigt: ein wesentlicher Punkt für uns, die wir auf der Schaubühne der großen Welt stehen." Unablässig beschäftigt sie sich mit dem Tagewerk dieser Tochter, versichert ihr zwar immer wieder, daß sie reizend, sympathisch und herzgewinnend sei, ist aber nie blind für die Mängel oder Fehler Antoniens und scheint weder von ihrem musikalischen Talent noch von ihrem Tanz auch nur annähernd so entzückt zu sein, wie spätere Hofhistoriographen der Bourbonen, die Marie Antoinette als begnadete Musikerin und elfengleiche Tänzerin schildern: „Versuche Deinen Kopf ein wenig mit guter Lektüre zu füllen, sie ist Dir nötiger, als einer andern, da Du nichts anderes verstehst, weder die Musik noch das Zeichnen, noch den Tanz, die Malerei und andere schöne Künste. Ich komme also immer wieder auf die Lektüre zurück . . ." Auch von der briefstellerischen Begabung der Tochter hat sie keine

hohe Meinung, rät ihr dringend ab, den König brieflich um etwas zu bitten: „Alle Mühe ist umsonst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst; weder Deine Schrift, noch Deine Ausdrucksweise nehmen für Dich ein, dagegen hast Du in Deiner ganzen Erscheinung etwas so Gewinnendes, daß man Dir nur ungern etwas abschlägt. Das ist ein Gottesgeschenk."

Als Marie Antoinette nach wenigen Jahren das Diadem empfängt, ist die Mutter in Wien wie berauscht von Stolz und Glück.

Es liest sich hübsch, wie sie die Tochter nun alle Augenblicke „meine kleine Königin", „meine reizende Königin" nennt und wie sie die Freude Österreichs und die Hoffnungen Frankreichs schildert. Gleich aber türmen sich die Sorgen wieder empor: die Zeitungen berichten, daß Marie Antoinette einen mit Bändern und Blumen gezierten Kopfputz trägt, der sechsunddreißig Zoll hoch steigt, und Mama ist sehr ärgerlich über solche Extravaganzen.

„Eine junge, hübsche und gewinnende Königin hat diese Torheiten nicht nötig, im Gegenteil, die Einfachheit des Schmuckes hebt die Erscheinung und schickt sich besser für eine Königin. Sie soll den Ton angeben, denn alle Welt wird sich beeilen, sie nachzuahmen, sogar in ihren Verkehrtheiten. Ich liebe meine kleine Königin und folge ihr auf jedem Schritt und darum muß ich sie warnen vor solcher Eitelkeit, habe ich auch sonst allen Grund, zufrieden mit ihr, ja stolz auf Dich zu sein . . ." Sie ist aber gar nicht so zufrieden mit der Tochter, hat auch wirklich nicht übermäßig viel Veranlassung dazu. Die junge Königin entfremdet sich ihrem

allerdings sehr langweiligen und ungewöhnlich temperamentlosen Gatten immer mehr, reitet dafür fleißig und allein mit dessen jungem Bruder, dem lustigen und durchaus nicht temperamentlosen Grafen von Artois spazieren, setzt sich auf Opernbällen unpassenden Zufälligkeiten aus und begründet sich schon jetzt den Ruf als verschwenderische und leichtfertige Frau, der ihr später so verhängnisvoll werden sollte. Die Kaiserin mahnt, bittet, weist mit einer fast ahnungsvollen Angst auf die Zukunft hin, verläßt sogar, da sie von der Spielleidenschaft Antoniens erfährt, die Rolle olympischer Unfehlbarkeit und erinnert sich zum erstenmal eigener Jugendtorheit. „Ich bitte Dich, liebe Tochter, gib Dir nicht nach, denn von dieser Leidenschaft muß man sich mit einem Ruck losreißen; hierin kann Dir niemand besser raten, als ich selbst, denn ich war in der gleichen Lage."

Man weiß, daß all diese Ermahnungen fruchtlos blieben, wie denn überhaupt die theresianischen Kinder mehr unter der Fuchtel, als unter dem Einfluß ihrer Mutter standen. Sie blieben fruchtlos, mußten es bleiben, weil die Kaiserin auch bei dieser Heirat nur den politischen Profit, nicht aber den Schwiegersohn angesehen hatte.

Doch schlimmer noch als Haarschmuck, Pharao und Courmacher bedrückt ein anderes die kaiserliche Mutter — Antonie ist nun schon sieben Jahre lang verheiratet und hat noch immer keine Kinder. Ach, und gerade sie hätte es nötiger als alle anderen, denn die Zukunft der Dynastie hängt von ihr ab. Als dann endlich die frohe Botschaft in die Burg kommt, daß man hoffen dürfe, kann sich die Kaiserin

vor Freude kaum faſſen. Ermahnt wird zwar auch jetzt noch immer, aber nun drehen ſich die Ratſchläge nur mehr um die Geſundheit der Königin, um die Pflege des „koſtbaren Kindes“. Man ſoll es nicht zu feſt wickeln, es nicht zu warm halten, nicht mit Brei und allerhand Eſſen überladen, es auch nicht ſelbſt nähren, ſondern ihm eine gute, geſunde Amme halten. Die Kaiſerin iſt nicht einmal enttäuſcht, als ſtatt eines Sohnes eine Tochter eintrifft, ſie mahnt bloß immer wieder ſcherzhaft, daß das kleine Mädel eben nur eine „Abſchlagszahlung“ iſt, „ſie braucht einen Geſpielen und der darf nicht lange auf ſich warten laſſen“. Und als die Friſt, die er für ſeine Reiſe brauchen würde, vorüber iſt, ohne daß er eingetroffen wäre, wird die Kaiſerin ſchon ungeduldig, die Briefe der Tochter befriedigen ſie nicht, „weil ſie von keiner anderen guten Hoffnung berichten, die ich doch ſo ſehnſüchtig erwarte. Deine Tochter wird bald ein Jahr; ſie braucht einen kleinen Geſellſchafter, den wir alle herbeiwünſchen.“ Ein halbes Jahr ſpäter ſchreit ſie ſchon in humoriſtiſcher Verzweiflung: „Wir müſſen einen Dauphin haben! Bis jetzt war ich zurückhaltend, aber mit der Zeit werde ich zudringlich werden. Es wäre ein Verbrechen, nicht mehr Kinder von dieſem Schlag in die Welt zu ſetzen, denn man rühmt Deine liebe Kleine als einen Ausbund von Geſundheit und Anmut.“

Der Nachwuchs ſpielt für ſie aber nicht nur bei der Königin von Frankreich, ſondern auch bei den anderen Kindern eine große Rolle; in dem Jubel, mit dem ſie jedes Neugeborene begrüßt, meint man noch etwas von der alten Familienangſt

zu spüren, die den Kaiser Karl befiel, wenn er an das Aussterben der Dynastie dachte. Das Mädelelend der Habsburger scheint freilich noch immer nicht erloschen, fast in all den jungen Ehen kommt zunächst eine Tochter zur Welt; Maria Theresia bewillkommt aber jede Enkelin so zärtlich, als hätt' man sie seit langem sehnsuchtsvoll erwartet, so zärtlich, wie nur eine Großmutter kann, deren Stolz es ist, elf lebendige Kinder zu haben. Freilich, als in Toskana der erste Sohn, nachmals Kaiser Franz II., geboren wird, geht das Temperament mit der Großmutter wieder im Sturm durch, als wär' sie noch die junge Frau, die von einem Balkon in Frankfurt ihrem Mann überglücklich zurief: „Vivat Franciscus!" Sie saß im Negligé abends an ihrem Arbeitstisch, als die Freudenbotschaft eintraf; gleich läßt sie alles liegen und stehen, springt auf, hat das ungestüme Bedürfnis, ihre jauchzende Freude der ganzen Stadt zuzurufen. Läuft, wie sie ist, im Negligé durch Antichambres, Vorsäle und Gänge hinüber ins Burgtheater, stürmt in ihre Loge und ruft, sich weit über die Logenbrüstung beugend, dem Parterre ihre glückselige Botschaft zu: „Der Poldl hat an Buabn kriegt und grad zum Bindband auf mein' Hochzeitstag — der ist galant!"

Sechs junge Ehen liefern natürlich genug Ereignisse, die ein Großmutterherz zärtlich oder traurig bewegen können. Bald meldet ein Kurier, daß ein neues Krähstimmchen in der Burg gehört sein will, bald, daß ein blasses Gesichtel im Sarge liegt, und immer ist Maria Theresia bereit, zu jubeln oder zu trösten und immer wieder zu betonen, daß man

nie genug Kinder haben kann. Ihre Rechthaberei feiert hier natürlich Triumphe: die werdenden Mütter und Väter werden eingehend belehrt, wie man sich in sämtlichen Phasen der bedeutungsvollen Zeit zu benehmen haben, was man tun und was man lassen solle, wie Wöchnerin und Kind zu pflegen und zu nähren sind. So minutiös und fachwissenschaftlich klingen diese Ausführungen zuweilen, daß man beinahe meinen könnte, sie hätte bei ihren Leibärzten Störk und van Swieten ein medizinisches Kolleg gehört . . .

Ärztliche Ratschläge gibt sie noch lieber als andere; wenn der König in Paris einen Schnupfen hat, möchte sie ihn gerne von Wien aus kurieren, und da sie in Erfahrung bringt, daß seine alten Tanten die Blattern überstanden haben, erteilt sie brieflich so genaue Angaben über Verhütung der Ansteckung, als ob in Paris nie zuvor ein Mensch die Blattern gehabt oder als Doktor promoviert hätte. Natürlich verdrießt sie's, wenn die jungen Frauen meinen, daß sie selber auch etwas von Kinderpflege verstünden, und sie beklagt sich bei Marie Antoinette, der zerstreut Lächelnden, daß die Tochter Neapel gar so eigenwillig sei und ihre Kinder nach eigenen Prinzipien füttere, ohne sich um Wien oder welsche Ärzte zu kümmern. Von dem Bild der individuell genährten Enkelin ist sie freilich entzückt, mäkelt aber gleich an der Aufmachung des Porträts: „Man hat der Kleinen eine schreckliche Mütze aufgesetzt. Nichts ist niedlicher, als der Kopf, die Stirn und die Haare der Kinder. Eine ganz runde Mütze, ohne all diesen Putz von Bändern und Spitzen steht ihnen am allerbesten. Entschuldigt

den Vergleich, aber die Kleine trägt ihre Mütze wie der verehrliche Großpapa seine Perücke. Der Maler ist abscheulich, aber das Modell reizend, lieb, interessant und bereitet mir große Freude. Gleichzeitig vermehrt es den Wunsch, daß es einen Gespielen bekommt."

Schöpft die Großmutter für einen Augenblick Atem, so ergreift gleich wieder die Mutter das Wort, scheut sich nicht, ihre Ermahnungen gelegentlich zu richtigen Rüffeln zu steigern. So bekommt denn unter anderem der Ferdinand einen Wischer für seine doch so echt wienerische Vorliebe für Theaterleute. „... Höre auf, Dich mit den Leuten vom Theater zu beschäftigen! Man muß ihre Namen außerhalb des Theaters gar nicht aussprechen, viel weniger seine Hauptbeschäftigung daraus machen. Ich sage das nicht umsonst; mit fünfzig Jahren hat man Erfahrung. Ich liebe Dich zu sehr, um mit ansehen zu können, wie Du Dich diesen Nichtigkeiten und Fadheiten hingibst und Dich mit Theaterintrigen beschäftigst. Wenn die Leute gut spielen, zeige Dich freigebig, im übrigen mußt Du Dich um ihren Namen und ihren Klatsch nicht kümmern. Das ist die Frucht des fleißigen Theaterbesuchs und der halblauten Gespräche dieser Vertraulichkeiten und Bemerkungen. Welche Zeitverschwendung! Wenn man sich den Kopf mit diesen Kleinigkeiten vollstopft, ist jedes andere vernünftige Gespräch verbannt."

Ein anderes Mal hat Ferdl aus Versehen ein Paket geöffnet, das die Kaiserin für seine Frau bestimmt hatte, und da klopft sie ihm gleich auf die Finger, obgleich er nun schon ein recht erwachsener

Menſch iſt: „Du mußt dich hüten, jemals ein Paket zu öffnen, das für einen anderen beſtimmt iſt und ſei es ſelbſt für einen Kammerdiener, das muß heilig ſein, wir haben kein Recht über die Geheimniſſe eines anderen. Kaum in Staatsſachen iſt ſo etwas erlaubt. Ein andermal überzeuge dich alſo erſt, bevor du die Hand daran legſt."

Neben dem Ferdl muß man aber natürlich auch den Maxl am Zügel halten, der zum Deutſchmeiſter beſtimmt iſt und ſpäterhin Kurfürſt von Köln ſein wird. Da er die zur Prinzenbildung übliche Reiſe nach den Niederlanden und nach Frankreich unternimmt, ſchärft ſie ihm ſtreng ein, ja nicht etwa einen Abſtecher nach England zu machen, denn England iſt voll Ketzer und könnte alſo die Grundſätze untergraben, die ſie ihren Kindern eingepflanzt hat. Obwohl der junge Erzherzog noch kein Gelübde abgelegt hat, möchte ſie ihm jetzt ſchon gerne vorſchreiben, was ſich für einen geiſtlichen Herrn geziemt, und iſt um ſeine Ehrbarkeit beſorgt, als wäre er ein Penſionsmädchen. „Vermeide alles, was Leidenſchaft iſt, beſonders was die Frauen betrifft. Biſt du einmal gefallen, ſo biſt du verloren; du wirſt dich nur ſchwer wieder erheben; ich kenne deinen Charakter zu gut, um das nicht zu wiſſen. Vermeide ſorgfältig den erſten Schritt...

„Sei niemals allein mit Frauen, weder in den Logen der Theater, noch bei Beſuchen oder Spaziergängen, ohne daß einer deiner Kavaliere dich begleitet. Erlaube dir niemals irgend eine Vertraulichkeit mit dem weiblichen Geſchlecht, ſondern behandle die Frauen mit großer Ehrfurcht und Höflichkeit, auch die bürgerlichen Standes ..."

Maxl gegenüber macht die Kaiserin auch einmal ihrem tiefinneren Groll über die neue Zeitströmung Luft, wobei die Philosophen, unter denen natürlich vor allem die französischen Aufklärer zu verstehen sind, sehr schlecht wegkommen: „Wenn ich diese sogenannten Gelehrten, diese Philosophen in ihren Unternehmungen glücklicher, in ihrem Privatleben zufriedener sehen würde, dann könnte ich mich selbst der Voreingenommenheit, des Stolzes, der Vorurteile, des Starrsinns beschuldigen, daß ich mich ihnen nicht anpasse. Aber unglücklicherweise überzeugt mich die tägliche Erfahrung vom Gegenteil. Niemand ist schwächer, niemand mutloser, als diese starken Geister, niemand kriechender, niemand verzweifelter beim geringsten Mißgeschick als sie. Sie sind schlechte Väter, Söhne, Gatten, Minister, Generale und Bürger. Und warum? Weil ihnen die Grundlagen fehlen. All ihre Philosophie, all ihre Grundsätze sind nur aus ihrer Eigenliebe geschöpft, der kleinste Unfall wirft sie ohne jeden Halt nieder. Daher die Menge der Leute, die sich selbst töten, die verrückt oder wenigstens zu allem unfähig werden und das nur infolge ihrer schlechten Aufführung oder durch Krankheit. Und wenn selbst Gott einigen dieser Elenden die Gnade erweist, sie auf den rechten Weg zurückzuführen, so geschieht es doch nur, weil sie nutzlos wurden für den Staat und sich in einen düsteren Winkel zurückziehen müssen, um sich vor den Augen der Welt zu verbergen. Gewöhnlich aber sterben diese Leute nach einem höchst erregten Leben in Elend und Verzweiflung . . ."

Zeigt die Kaiserin mit solcher Betrachtung, daß sich ihre Ansichten über Philosophie nicht wesentlich

über das Niveau des Naſchmarkts erheben, ſo iſt ſie wiederum großzügig, wenn ſie ihre Kinder unabläſſig auf ihr Deutſchtum hinweiſt und ihnen einſchärft, ſich allzeit mit Stolz als Deutſche zu empfinden. Sie dankt der italieniſchen Schwiegertochter mit beſonderer Wärme, daß ſie ſich die Mühe gibt, Deutſch zu lernen und Deutſch zu ſchreiben, befiehlt nach Neapel hin: „Du wirſt niemals vergeſſen, daß Du von Geburt eine Deutſche biſt, und wirſt Dich bemühen, Dir die guten Eigenſchaften zu bewahren, die unſer Volk kennzeichnen.“ Und da Marie Antoinette in echt deutſchem Auslandſnobismus duldet, daß man ſich abfällig in ihrer Gegenwart über ihre Nation äußert, drückt ihr die kaiſerliche Mutter zunächſt die peinliche Verwunderung aus, daß ſie nicht, gleich anderen Fürſtinnen, regelmäßig den eigenen Geſandten bei ſich empfängt, ihn nicht auch ſonſt überall auszeichnet und fährt dann fort: „Ich habe außerdem alles erfahren, was man mir zu ſagen hat und wenn Du mehr Vorliebe für Dein Volk gezeigt hätteſt, wenn man wenigſtens gemerkt hätte, daß man in Deiner Gegenwart nicht ſchlecht von ihm ſprechen darf, ſo würde man ſich wohl in acht genommen haben. Das iſt ein Beweis mehr, daß man mit Recht über die geringe Zuneigung erſtaunt war, die Du für die Deutſchen hegſt. Glaube mir: der Franzoſe wird Dich weit höher ſchätzen und mehr von Dir halten, wenn er bei Dir deutſche Gediegenheit und Offenheit findet. Schäm' Dich nicht, eine Deutſche zu ſein, auch nicht vor linkiſchem deutſchen Weſen: das mußt Du mit Güte entſchuldigen und nicht dulden, daß man ſich darüber luſtig macht . . .“

Recht seltsam will es scheinen, daß die Kaiserin, die so überaus gerne Schwieger- und Großmutter wurde, doch zwei unverheiratete Töchter im Hause behielt, Marianne und Elisabeth, die später als Äbtissinnen in Prag und Innsbruck lebten. Sie scheinen dem Herzen der Mutter nicht ungewöhnlich nahe gestanden zu haben, vermutlich weil sie ihr weder Allianzen noch Enkel zubrachten, was freilich wiederum nicht an ihnen, sondern an der Kaiserin lag. Die Ältere von ihnen, Marianne, scheint völlig alten Traditionen des Hauses entsprochen zu haben, wird als angenehme, tadellose Weltdame geschildert, die sich eifrig mit Mineralogie beschäftigte. Die Jüngere, Elisabeth, scheint mehr der Mutter, in gewisser Hinsicht vielleicht auch dem galanten Vater nachgeschlagen zu haben. „Sie war eine auch noch im Alter feurige und sehr populäre Dame und durch ihre derben Äußerungen ausgezeichnet." Swinburne, der sie in Wien im Jahre 1780 sah, schreibt von ihr: „Die Erzherzogin Elisabeth war schön, ehe sie die Pocken bekam, jetzt ist sie ohne Reiz. Sie beklagt sich darüber, daß sie niemals jemand sehen kann, ausgenommen in Gesellschaft ihrer Schwester, die als die Älteste die Konversation allein in Beschlag nimmt. Sie ist von Natur lebhaften und sehr flüchtigen Temperaments und leidet gehörig von der Langeweile. Vor kurzer Zeit bekam sie ein Geschwür auf dem Backen, welches denselben ganz durchfraß und sie vier Wochen auf ihr Bett beschränkte. Als Sir Robert Keith (der englische Gesandte) ihr darum einen Beileidsbesuch machte, brach sie in Lachen aus und sagte ihm, daß er sie mit Unrecht ob ihrer Krankheit bedauere.

‚Glauben Sie mir‘, ſagte ſie, ‚für eine vierzigjährige, unverheiratete Erzherzogin iſt ein Loch in der Wange ein Amüſement, denn kein Ereignis, das das Einerlei und die Langweiligkeit meines Lebens unterbricht, darf als ein Unglück angeſehen werden.‘ Sie fügte hinzu, daß es ein Schandfleck für die Regierung Maria Thereſias ſei, ihre alten Töchter wie Kinder in Zwang zu halten und ihnen das Vergnügen zu verſagen, heitere Geſelligkeit um ſich her zu ſehen.

Die temperamentvolle Eliſabeth litt unter der Öde der ſtillgewordenen Burg, Maria Thereſia aber litt Schwereres: ſie lebte in Unfrieden mit dem älteſten Sohn.

13.

In Selbsttäuschung und von der weichen Stimmung eines großen Schmerzes befangen, hatte Maria Theresia den jungen Joseph zum Mitregenten ernannt. Sie hatte ihn als Knaben verwöhnt, als Jüngling nie recht begriffen und ahnte auch jetzt nicht, wer er eigentlich war. Erst als sich Mutter und Sohn im Arbeitskabinett, bei den Staatsgeschäften gegenüber saßen und sich einander offenbaren mußten, merkte sie, daß er ein fremdes Gesicht trug. Es lachte nicht fröhlich, wie einst das Gesicht Maria Theresias gelacht hatte; seine schönen, tiefblauen Augen entdeckten feine Dinge, die die Mutter nie geachtet, und sein Hirn war angefüllt von neuen Gedanken, die wie schrecklich schöne Frühlingsstürme aus Frankreich hergebraust kamen und über die ganze Welt hinfegten. Die Mutter betrachtete den Sohn und begriff ihn nicht. Was ihm erforschenswerte Tiefe schien, nannte sie Höllengreuel, wo er den ersten zarten Schein einer künftigen Morgenröte erspähte, erblickte sie Weltuntergangsbrand.

Wo alte und neue Zeit aufeinander prallen, gibt's allemal Funken, nun erst gar, wenn die alte Zeit durch Frau Maria Theresia dargestellt wird, die immer noch ungestüm und herrschsüchtig ist, wie

in jungen Tagen und dazu noch angekränkelt von der Empfindelei und Rechthaberei beginnenden Alters! Im Arbeitskabinett, um Politik und Verwaltung spielen sich mit Joseph Szenen ab, wie einst mit Franz, nur enden sie nicht mit zärtlicher Versöhnung, sondern lassen in den Herzen Trauer, Kälte, Bitterkeit zurück. Und abermals sieht die Mutter verständnislos, gereizt auf den fremden Sohn, von dessen Lippen scharfgeschliffene Spottworte fallen, die ihre derbe Art gar nicht versteht, und aus dessen verschlossenem Herzen Bitterkeit in schweren, zähen Tropfen dringt, wie gestocktes Blut aus tiefverborgener Wunde. Unbegreiflich, fast unheimlich will sie das ganze Wesen Josephs bedünken, dies neue Gesicht des Weltbürgers, das über dem österreichischen Gesicht der Mutter emporsteigen will, wie das ihre einst über dem spanischen Gesicht Kaiser Karls emporgestiegen war. Ein dumpfes Gefühl raunt ihr vielleicht zu, daß der Sohn sie heute so betrachtet, wie sie einst ihren Vater betrachtete —, als Reichsverweser, und mit aller Macht stemmt sie, die Frau von heute, sich gegen den Mann von morgen. Weiß aber doch, daß *sie* alt ist, *er* jung, und daß das josephinische Gesicht den Tod des theresianischen sehen wird. —

Ein paar kleine, scheinbar scherzhafte Äußerungen Josephs kennzeichnen am besten sein Verhältnis zur Mutter und seinen mißhandelten Ehrgeiz. Bei seinem Aufenthalt in Versailles mischte er sich im Oeil-de-Boeuf unter die Schar der Höflinge, die den König erwarteten. Da sie natürlich von solcher Bescheidenheit sehr überrascht waren und ihrer Überraschung Worte liehen, entgegnete er lächelnd: „O,

ich bin das doch gewöhnt! So mache ich doch jeden Tag meine Aufwartung bei meiner Mutter!" An seinen Bruder Leopold schrieb er einmal: „Gestern habe ich in Versailles inkognito einen Sonntag feiern sehen: das Lever, die Messe, die große Tafel. Ich stand in der Menge verborgen, um alles ungestört zu beobachten. Es war sehr amüsant und da ich so oft Komödie spiele, freute es mich, sie einmal von andern gespielt zu sehen." Und ein anderes Mal: „Du bist gewiß ein besserer Mensch als ich, aber ich bin der größere Scharlatan und just das ist's, was man in diesem Lande sein muß." Da Joseph so spricht, leidet er an Selbsttäuschungen, genau wie seine Mutter. Er war viel zu nobel, um ein Komödiant, viel zu reich, um ein Scharlatan zu sein, wenngleich die übergroße Bescheidenheit eine Pose ist, hinter der er seine Enttäuschung, seinen Unwillen verbirgt, daß man von ihm in der Burg nie Weisheit, immer nur Subordination verlangt.

Die Mutter ist bekümmert und erregt, daß sie den Sohn wohl lieben, nicht aber sich zu eigen machen kann, und ihre Briefe an ihn spiegeln deutlich ihre widerstreitenden Empfindungen. Einmal vermahnt sie ihn von seinem Sarkasmus zu lassen, (von dem sie ungefähr ebensoviel versteht, wie von der Philosophie!) der sie ja schon in Kaunitz' Munde stets befangen gemacht und aus dem Konzept gebracht hat. „... Hüte Dich wohl, Dich in Böswilligkeiten zu gefallen; noch ist Dein Herz nicht schlecht, wird es aber werden. Es ist hohe Zeit, endlich diese Wortspiele, diese geistreichen Redensarten zu lassen, die nur darauf abzielen, die

andern zu demütigen und sie lächerlich zu machen. Damit entfremdet man sich alle anständigen Leute und macht sie glauben, daß das menschliche Geschlecht nicht verdient geschätzt und geliebt zu werden . . .

„. . . Ich will Dich mit all Deinen Gaben und Vorzügen einem Vergleich unterziehen. Du bist eine Kokette des Geistes und wo Du diesen zu finden glaubst, läufst Du ganz urteilslos hinterher. Ein Wortspiel, ein besonderer Satz beschäftigen Dich, Du magst sie in einem Buch lesen oder von irgend jemand hören. Dann wendest Du sie bei der ersten Gelegenheit an ohne recht zu überlegen, ob sie auch wirklich passen, ähnlich wie Deine Schwester Elisabeth es mit ihrer Schönheit hält. Ob sie einem Schweizer oder einem Fürsten gefällt, gilt ihr gleich, wenn sie nur gefällt, ist sie zufrieden.

„Indem ich diesen Brief schließe, nehme ich Dich beim Kopf, umarme Dich zärtlich und wünsche, daß Du mir die Langeweile dieser Strafpredigt verzeihen mögest. Sieh nur auf das Herz, aus dem sie hervorgegangen ist. Ich will ja nur, daß alle Welt Dich so schätzt und liebt, wie Du es verdienst."

So schrieb sie an Joseph im ersten Jahr der Mitregentschaft; man spürt, wie hier noch spielerische Mutterzärtlichkeit überwiegt, wie sie ihn eigentlich nur als den hochbegabten Bubi ansieht, der sich in Geistreichelei und irrige Ansichten verstrickt hat. Fünf Jahre später ist die Tonart schon anders, merkt man schon die Bitterkeit eines Willens, der sich Tag für Tag an einem anderen Willen müde ringt. „Ich ziehe es vor, die Feder zur Hand zu

nehmen, denn mein Herz ist zu bedrückt von allen möglichen Gefühlen, als daß ich mich ohne Ergriffenheit und mit voller Klarheit auszusprechen vermöchte. Und in der Tat habe ich genug Ursache dazu . . .

„Sag' mir aufrichtig, entweder schriftlich oder mündlich, wie ich Dich schon immer bat, meine Fehler, meine Schwächen. Ein gleiches will auch ich tun, aber niemand außer uns darf glauben oder nur ahnen, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns herrscht. Im ersten Jahr ging alles aufs beste; seither aber gehen die Dinge anders, und zwar, weil wir beide nicht an der Aufrichtigkeit und am Vertrauen festhielten. Du bist so befähigt, feste Prinzipien aufzustellen, gib Dir also diese Mühe, mein teurer Sohn, für das öffentliche Wohl wie für unsere Ruhe. Schreiben wir uns selbst leitende Grundsätze und Regeln vor; gib Dir die Mühe sie zu Papier zu bringen; wir werden sie dann miteinander erörtern, um hieraus eine unveränderliche Richtschnur zu gewinnen, die ich wenigstens nimmer verlassen will."

Doch die Grundverschiedenheit zweier Naturen, zweier Weltanschauungen, läßt sich nicht mit säuberlich geschriebenen Prinzipien und Maximen beseitigen. Der Zwiespalt geht immer tiefer, daß zuweilen beide meinen, gemeinsam nicht weiter miteinander wirken zu können. Maria Theresia spricht von Abdankung, was bei dem Sohn äußerlichen Protest und ein unsichtbares Lächeln hervorruft. Er weiß ja zu genau, daß diese Frau, die zum Purpur geboren wurde, nur im Purpur sterben kann. Aber auch er verzweifelt an einem Tagwerk, bei dem er

beſtändig kommandiert und unterdrückt werden ſoll, als wär' er ein Subalternbeamter, nicht der römiſche Kaiſer, nicht der Erbe des Reichs. Er bittet die Mutter, ihn von den Regierungsgeſchäften, an denen er ohnehin kaum Anteil hat, vollkommen zu entlaſten. Er behauptet einzuſehen, daß ſie alles beſſer verſtünde, und daß ſeine Begabung auf einem ganz andern Feld läge. Er will reiſen, will das Leben eines Menſchenbeobachters führen, nichts mehr hören von Politik und Verwaltung. Ehrerbietig und beſcheiden ſind die Zeilen gefaßt, in denen er der Mutter ſeinen Vorſchlag unterbreitet, aber zwiſchen ihnen ſchreien verzweifelte Anklagen, ſtöhnt eine Bitterkeit, die erſchüttern muß. Maria Thereſia denkt auch nicht daran, ihm den Willen zu tun. Sie verſteht ihn wieder einmal gar nicht, weiß gar nicht, wie tödlich ſie ihn verletzt, wenn ſie immer wieder zu ihrer Umgebung äußert: „Es geſchehen jetzt viele Dinge, die ich nicht billige", oder: „Es gilt jetzt manches, was bei mir nie gegolten hat." Sie entläßt ihn nicht, zwingt ihn, zu ihrer beider Qual Mitregent zu bleiben, und ſchreibt ihm doch, juſt an einem Weihnachtsabend, dieſen verzweifelten Brief: „Es iſt fürwahr ein großes Unglück, mit dem beſten Willen verſtehen wir uns nicht. Es kann ſein, daß ich von dem Schmerz allzu befangen bin, bei Dir nicht jenes Vertrauen und jene Offenheit mir gegenüber zu ſehen, die ich verdient zu haben meinte und das bildet die Qual meines Lebens. Ich kann wohl ſagen, daß ich ſeit ſechsunddreißig Jahren mit nichts beſchäftigt bin, als mit Dir. Sechsundzwanzig davon waren glücklich, nun aber bin ich's nicht mehr, denn ich kann nie-

mals Grundsätzen beipflichten, die hinsichtig der Religion wie der Sitten zu wenig streng sind. Zu sehr zeigst Du Deine Abneigung gegen die althergebrachten Gewohnheiten und gegen die Geistlichkeit, zu sehr allzu freie Ansichten über Benehmen und Sittlichkeit. Du erfüllst mich mit Unruhe und machst mich zittern für die Zukunft ... Du kannst wohl glauben, daß mein Herz hiervon mehr als bewegt ist, sehe ich doch, wie wenig Du mit mir übereinstimmst und wie Du auf Deine alten Voreingenommenheiten zurückkommst. Ich wünsche, daß sie Dich glücklicher machen, als ich es bin."

Wie im Privatleben so trugen auch in der Burg die Aussprachen und aufklärenden Briefe nur dazu bei, die vorhandenen Mißstimmungen noch zu verstärken. Wenn die Kaiserin gar zu verdrießlich über Joseph ist, nimmt sie ihre Zuflucht zu Kaunitz, auf den nun schon lang kein Liebchen mehr im Wagen wartet ... Der greise Kanzler steht immer oder fast immer auf seiten der Kaiserin, und recht nach alter, grämlicher Leute Art raunzen sie sich gegenseitig was vor über die Jugend mit den schönen, tiefblauen Augen und den schrecklich schönen Weltfrühlingsgedanken ... Maria Theresia beklagt sich, daß der Sohn ihre Handlungen ironisiert, sie selbst „abkanzelt", und ist beleidigt, wenn er sich nicht teilnehmend nach ihrem Befinden erkundigt. Kaunitz antwortet in seiner kühlen, gewundenen Art, vermeidet soviel wie möglich den Namen des neuen Gestirnes zu nennen, das morgen über Österreich leuchten wird. So erinnern seine Unkenrufe in der Form ein wenig an das kindliche Frag- und Antwortspiel, bei dem nicht „ja" und „nein", nicht

„schwarz“ und „weiß“ gesagt werden darf. „Man wird schon sehen, wohin man mit diesen Ansichten kommt“ ... „Man wird eines Tags mit Schrecken sehen, daß man ohne Freunde dasteht ...“ „Man wird zu spät erfahren, welche Verwirrung man angerichtet hat“ usw. usw. ....

Dennoch sollte Maria Theresia den Schmerz erleben, daß in zwei großen Dingen Sohn und Kanzler verbündet gegen sie standen, so daß sie nachgeben mußte, obgleich es ihr schwer genug wurde. Sie mußte ihrer Frömmigkeit den Ausweisungsbefehl gegen die Jesuiten abringen und ihrem Gerechtigkeitsgefühl die Zustimmung zur Teilung Polens. Auf dem Foliobogen, den Kaunitz für die Erledigung der polnischen Angelegenheit vorgelegt hatte, schrieb sie neben die offizielle Bestätigungsformel: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst tot bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ Sie, die sonst so ehrgeizig, so stolz darauf ist, die Monarchie ungeteilt bewahrt zu haben, sie wird durch die Teilung Polens, die ihr doch neues Land zuführt, tief und schmerzlich bewegt. Alte Erinnerungen werden wieder wach, alte Leiden brennen aufs neue und lassen die Frau, die nicht vergessen kann, mitempfinden, was Polen in diesen Tagen an Qual erlebt. So schreibt sie denn noch ein Handbillett an den Kanzler, das von ihren schönen Gefühlen Zeugnis gibt: „Als alle Meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf Mein gutes Recht und den Beistand

Gottes! Aber in dieſer Sach', wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreient wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider Uns iſt, mues bekehnen, daß ſo zeitlebens nit ſo beängſtiget Mich befunden und Mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenk der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes ſtuk von Pollen oder von der Moldau und Wallachey Unnſer ehr und reputation in die Schanz ſchlagen? Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum laſſe ich die ſachen jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen."

Doch nicht nur als Regent, als Politiker und Staatsmann bereitet Joſeph der Mutter Verdruß und Sorge, auch in ſeinem perſönlichen, täglichen Leben will und tut er lauter Dinge, die ſie nicht verſtehen und nicht billigen kann. Ganz im Gegenteil zum ſeßhaften, ſüddeutſchen Weſen iſt er von ſchier unermüdlicher Reiſeluſt beſeelt, die freilich zum Teil mit den peinlichen, inneren Verhältniſſen in der Burg zuſammenhängen mag. Die Kaiſerin ſpricht ſich über dieſen letzten Punkt nicht direkt aus, aber ein biſſel ſchlechtes Gewiſſen verrät ſich doch, wenn ſie an die alte Freundin Salerl ſchreibt: „Auf den Kaiſer kann ich nicht Rechnung machen, weil er überall gern iſt, nur nicht zu Hauſe. Die Jahre werden das wohl auch ändern. Vom Heiraten iſt jedoch keine Rede, was mich ſehr betrübt." In dieſen zwei Punkten, dem Reiſen und dem Nichtheiraten, ſetzt Joſeph allen Widerſtand zum Trotz ſeinen Willen durch, mag die Mutter auch jammern und eifern wie ſie will. Selbſtverſtändlich bekommt

auch er seine Verhaltungsmaßregeln und Mahnungen mit auf den Weg, wird besonders ganz wie sein Bruder Maxl verwarnt, nach England zu gehen. „Die Engländer sind insgesamt Deisten, Ungläubige und Freigeister. Ich zittere dafür, daß ein Verkehr mit einer solchen Nation Deinen Charakter beflecken und Deinen Glauben an alles, was dem Katholiken heilig ist, erschüttern könnte." Auf Reisen vollzog sich dann auch das Ereignis, das die Kaiserin aus politischen Gründen nicht hindern konnte — die Zusammenkunft Josephs mit Friedrich von Preußen. Man weiß, wie entzückt die beiden Herrscher voneinander waren, (Friedrich war ja lange schon Josephs ganze Schwärmerei gewesen!) man kann sich aber auch denken, was in dem Herzen der Frau, die nie vergessen konnte, vorging, als ihr Sohn den Mann umarmte, den sie stets als den bösen Feind ihres Hauses, ihres Rechts betrachtet hatte. Das Schlimmste aber, das, was das Mutterherz am tiefsten betrübte, war der Witwerstand, in dem der Thronerbe beharrte. Von keinem andern ihrer Kinder ersehnte sie so heiß einen Enkel, wie von ihm, aber weder Weib noch Kind sollten mehr in Josephs Leben blühen. Selbst die kleine Tochter Isabellas starb mit sieben Jahren, und schaudernd erinnerten sie sich da in der Burg, daß die schwermütige Prinzessin aus Parma kurz vor ihrem Tod geäußert hatte: „Mein Kind lasse ich höchstens einige Jahre hier, dann hole ich es zu mir!" ... Joseph unternahm zwar offiziell immer wieder Brautfahrten, das heißt, er behauptete, daß er auf seinen Reisen diese oder jene Prinzessin kennen lernen wolle, aber immer wieder kam er unver-

Joſef II.
Gemälde von A. von Maron.

lobt nach Hauſe. Er glich da ein wenig ſeinem Ahnherrn, Rudolf II., der ſich mit allen heiratsfähigen Prinzeſſinnen Europas verlobte oder wenigſtens in Verbindung ſetzte, und der ſchließlich doch als alter Hageſtolz ſtarb.

14.

Vierzig Jahre lang hat Maria Thereſia regiert. Dieſe vier Jahrzehnte, die ſo reich mit Kriegs- und Regierungsſorgen ausgefüllt waren, daß die ſechzehn Wochenbetten und die tragiſchen Familienereigniſſe nur nebenher darin Platz fanden, hatten die von Natur ſo geſunde und fröhliche Frau vor der Zeit unſchön und müde gemacht. Soviel hatte ſie erlebt und erlitten, ſoviel mußte ſie immer noch fürchten, daß ihr olympiſches Selbſtbewußtſein, ihre heitere Stärke nicht immer ſtandhalten konnten gegen die tiefe Niedergeſchlagenheit, die faſt alle altgewordenen Herrſchernaturen befällt.

Von der hübſchen Prinzeß, die einmal dem Franzl ſo gut gefiel, von der jungen Königin, die wie ein Bild aus ſlawiſcher Sage auf den Königshügel bei Preßburg hinaufgaloppierte, war kaum etwas übrig geblieben. In den Jahren, da andere Frauen noch in ſchöner Herbſtreife prangen, wird die Kaiſerin ſchon dem Alter tributpflichtig, als ſtünde ſie vor der Schwelle zum Greiſentum. Sie klagt aber nicht, ſondern ſchreibt reſigniert mit einem ganz netten Humor:

„Liebſte Salerl!

... Meine Geſundheit ſcheint zwar gut, denn ich bin ſehr dick, mehr als meine hochſelige Frau

Mutter, auch rot im Gesicht, besonders seit den Blattern, aber die Füße, Brust, Augen gehen zugrunde. Erstere sind sehr geschwollen, ich erwarte täglich das Aufbrechen. Die Augen sind schier gar hinweg, das Übelste ist, daß ich kein Glas noch Brillen brauchen kann. In der Brust habe ich wohl einen guten Anfang von Dampf, denn mit dem Atmen ist's beim Gehen und auch beim Liegen schlecht. Ich kann mich nicht beklagen; der Mensch muß aufhören. Fünfzig Jahre lang war ich gesund, jetzt ist's nur billig, daß ich auch etwas spüre. Ich nehm's als eine Schickung Gottes . . ."

Mit ihrer ungebrochenen Widerstandskraft und der Nichtachtung ihrer Körperlichkeit triumphierte sie immer noch über den schwerfälligen Leib, dessen Gewicht so groß geworden war, daß die Füße ihn kaum mehr tragen konnten. Immer noch saß sie im kalten, zugigen Zimmer, so daß Joseph meist im Pelz zu ihr kam, und sie wohl auch entschuldigend an die Tochter nach Frankreich schreibt: „Du mußt die Tintenflecke und Verbesserungen in diesem Brief entschuldigen; ich habe ihn dreimal schreiben müssen und der Wind hat ihn zweimal auf die Erde geweht, Du kennst ja die Zugluft, die immer in meinen Zimmern herrscht." Immer noch unterzieht sie sich der ungeheuren Strapaze mit der Fronleichnamsprozession durch die Stadt zu gehen, kommt so erhitzt nach Hause, daß die Kammerfrau, die ihr die Haare löst, sich immer wieder die Hände trocknen muß, läßt sich schnell Prachtgewand und Mieder abnehmen und setzt sich, nur mit einem Pudermantel bekleidet, glühend vor Hitze, zwischen offene Türen und Fenster und erquickt sich zum Entsetzen ihrer

Dienerinnen mit frappierter Limonade und eisgekühlten Erdbeeren. Hat ihr auch nicht das mindeste geschadet ...

Pünktlich alle drei Wochen gehen drei Kuriere an die Töchter Parma, Neapel, Frankreich ab, — keiner trägt im leichten Umschlag eines Briefes soviel schwere Sorge mit, wie der nach Versailles. Die Kaiserin grämt sich jetzt um ganz andere Dinge, als um einen extravaganten Kopfputz oder gar zu auffallenden Flirt der jungen Königin, und wenn sie auch nicht vorhersehen konnte, wie grauenhaft sich das Schicksal Marie Antoinettens erfüllen würde, so ist sie eben doch klüger, scharfsichtiger, älter, als die junge, unbedachte Frau in Paris, und versteht sehr bald, daß die Dinge in Frankreich einer Katastrophe zutreiben. Schon als Marie Antoinette den Thron bestieg und berauscht war von den Schmeicheleien, die um sie her wirbelten, hatte die Mutter lakonisch geschrieben: „Der große Beifall wird nicht dauern. Das ist der Lauf der Welt, früher oder später geht es uns allen so, aber man muß sich so halten, daß wir keine Schuld haben, wenn er verstummt ...“

Nun, da die ersten Schmähschriften gegen die junge Königin erscheinen und sie als den Ruin Frankreichs bezeichnen, krampft sich Maria Theresias Herz zusammen ob der Infamien, die man gegen die Tochter schleudert und ob der Leichtfertigkeit, mit der diese Tochter darüber wegsieht. Sie eifert soviel sie kann gegen die endlosen Feste, die unsinnigen Juwelenkäufe, die das Volk nur immer mehr aufreizen müssen, und schreibt dem Grafen Mercy-Argenteau: „Ich bin sehr bewegt, daß Sie Uns so anhänglich und ergeben sind. Nicht weniger

bewegt aber bin ich von dem Schicksal meiner Tochter, die mit großen Schritten in ihr Verderben läuft, weil sie sich mit niedrigen Schmeichlern umgibt, die sie für ihre eigenen Zwecke vorschieben."

Wenn sie Marie Antoinette genug vor den eigenen Schwächen und den eigennützigen Schmeichlern gewarnet hat, dann kommt noch wie ein lang verhaltener Aufschrei eine andere Warnung, in der die Hauptleidenschaft, der große Haß ihres Lebens, zusammengepreßt liegt: die Warnung vor Friedrich von Preußen. „Jeder Fürst in Europa hat schon seine Falschheit verspürt und doch will er sich zum Diktator und Protektor über ganz Deutschland aufwerfen! Und die großen Fürsten stehen nicht zusammen um das Unglück zu verhüten, das so früher oder später über uns alle kommen wird! Seit dreißig Jahren ist er durch seinen Despotismus und seine Gewalttätigkeit das Verhängnis Europas. Da er weder Ehrlichkeit noch Rechte anerkennt, wirft er jeden Vertrag, jede Allianz über den Haufen. Die Zukunft ist trübe. Ich werde es nicht mehr erleben, aber meine geliebten Kinder, meine Enkel, unsere heilige Religion, unsere teuern Völker werden es schrecklich spüren. Wenn man ihn Raum gewinnen läßt, welch eine Perspektive für die, die nach uns herrschen werden!"

Was Maria Theresia hier an düsteren Ahnungen ausspricht, sollte kaum ein Vierteljahrhundert später Wahrheit werden, nur kam der Erfüller ihrer Gesichte nicht von Norden, sondern von Westen, hieß nicht Friedrich, sondern Napoleon. Das Geschick, das diese tapfere Frau oft so hart anfaßte, hat ihr wenigstens erspart mit anzusehen, daß der Bezwin-

ger ihres Hauses just aus Frankreich kam, aus dem Land, um dessen Freundschaft sie jahrzehntelang die größten Opfer gebracht hatte. So blieb denn für sie der preußische Fritz bis zuletzt „der böse Mann", und wenn sie, die nicht vergessen konnte, am Ende ihres Lebens bedenkt, was ihr durch ihn und rückwirkend von ihm, durch andere geschehen ist, dann gibt sie sich voll Bitterkeit und Entmutigung abermals einer großen Selbsttäuschung hin, einer Selbsttäuschung, die die eigene Größe verneinen möchte. Dann schreibt sie wohl an den ältesten Sohn: „Wir waren eine große Macht, aber wir sind es nicht mehr; man muß sein Haupt beugen, wenigstens die Trümmer retten und die Völker, die uns noch bleiben, glücklicher machen, als sie es während meiner unglücklichen Regierung waren, da wir uns trotz unserer Verluste immer auf unserer früheren Höhe erhalten wollten."

Doch schon ist die Zeit gemessen, die ihr noch für Betrachtungen und Ermahnungen bleibt. Schon will der große Herrscher die Burg betreten, für dessen Einzug die Mönche in der Kapuzinergruft die schwarzen Prunkgerüste aufschlagen, eintönig Vigilie und Litanei erklingen lassen . . .

Seit langem schon war die Kaiserin so schwerfällig geworden, daß sie fast nicht mehr zu Fuß ging, sondern auch in ihren Schlössern durch besondere Aufzugmaschinen von einem Stockwerk ins andere gefahren wurde. Als man sie um die Novembermitte des Jahres 1780 wieder einmal in die Kapuzinergruft niederließ, riß einer der Stricke des Fahrstuhls, eben in dem Augenblick, als die Kaiserin am Sarge ihres Mannes angelangt war.

Ihre Begleitung erschrak sehr, die Kaiserin nahm den kleinen Unfall als ein Omen und sagte: „Der Franzl läßt mich nicht los, ich muß zu ihm kommen!“ Am nächsten Tag hatte sie einen heftigen Husten und Atemnot, die ständig zunahm. Der Leibarzt Störk erklärte den Zustand für beunruhigend, und da er ihr früher schon versprochen hatte, sie nie zu belügen, so veranlaßte er sie gegen Abend den Beichtvater holen zu lassen. Sie tat es, aber der Lebenswille war immer noch so stark in ihr, daß sie an keine unmittelbare Gefahr glaubte und glauben lassen wollte, sondern ihrer Umgebung sagte, sie empfinge die Sakramente nur zur Vorsicht. Als sie die Absolution empfangen hatte, ließ sie ihre in Wien weilenden Kinder rufen: Joseph, Max, Marianne, Elisabeth, Marie Christine und deren Mann, den Herzog von Sachsen-Teschen. Sie unterhielt sich mit ihnen für kurze Zeit so heiter, daß alle staunten, bald aber stieg die Atemnot aufs neue, und nun begann jener heldenhafte Todeskampf, den Imbert de Saint-Amand nach Aufzeichnungen der Erzherzogin Marianne packend und erschütternd schildert.

In der letzten Stunde fallen alle Fehler, alle Schwächen von Maria Theresia ab, wie ein zerschlissenes Kleid, aus dem hüllenlos, strahlend von innerem Adel ein mächtiger, im vornehmsten Sinn religiöser Mensch hervortritt, der bereit ist, dem All zurückzugeben, was dem All gehört. Nichts mehr von Bigotterie, von Herrschsucht, nichts von Todesbangen und Abschiedsqual. Sie sagt zu Joseph: „Alles was ich auf der Welt habe, ist ohnehin dein, ich habe kein Recht mehr, darüber zu ver-

fügen. Aber meine Kinder gehören mir, die vertraue ich dir an, sei du ihnen ein Vater. Ich sterbe ruhig, wenn du mir versprichst, daß du sie nie verlassen wirst." Nun konnte sie doch vor Bewegung nicht weiter sprechen, und auch Joseph war unfähig zu antworten. Weinend fiel er vor der Mutter auf die Knie, empfing ihren Segen, küßte ihre geschwollenen Hände. Doch immer noch ist Maria Theresia eine Königin, wenn sie auch den Purpur ihrer Würde schon abgelegt hat, um den Sohn damit zu bekleiden. Schmerz und Tränen dürfen in diesem Leben nur für Augenblicke Raum gewinnen, denn eine Königin hat auch noch im Sterben andere Pflichten, als sich und ihre Familie zu beweinen. Sie rafft sich zusammen, wendet sich an die Kinder, sagt ihnen, daß Joseph nun ihr Herr, daß es ihre Pflicht sei, durch Liebe und Gehorsam sein Herz und seine Fürsorge zu gewinnen. Dann schickt sie sich an, die abwesenden Kinder zu segnen, wie einst Kaiser Karl sie gesegnet hatte, da man sie nicht in sein Sterbegemach ließ. Spricht den Segen über Leopold und Ferdinand, spricht den Segen über Amalie und Karoline, spricht den Segen — nein, sie kann ihn nicht sprechen, denn da sie Marie Antoinette segnen will, ist's, als schaute sie ein fürchterliches Gesicht, so daß sie in lautes Schluchzen ausbricht und erst nach einer Weile mit bebender Stimme die Worte sprechen kann, die einer Mutter letzte Sorge nach Frankreich hintragen.

Im Guten wie im Bösen hat Maria Theresia nie vergessen können, kann es auch nicht in ihrer letzten Not. So schwer, ja fast unmöglich es auch scheint, so kritzelt sie doch noch zwei Briefe, den

einen an Kaunitz, den andern an den Kanzler von Ungarn, den Fürsten Esterhazy; in beiden redete sie von nichts, als von ihrem Dank. Dann bestimmte sie genau, wie es mit ihrer Beisetzung gehalten und welche Gebete gesprochen werden sollten. Immer noch keine Spur von Todes- oder Gewissensangst: „Ich hoffe auf die Barmherzigkeit Gottes, denn ich habe immer einen guten Willen gehabt.“ Während andere, kleinere Menschen stets furchtsam wünschen, daß sie plötzlich abberufen werden, ist Maria Theresia zufrieden, daß sie wissend in den Tod gehen darf. „Immer habe ich mir's gewünscht, so zu sterben, aber ich fürchtete, daß es mir versagt bliebe. Jetzt sehe ich, daß man mit Gottes Hilfe alles kann.“

So qualvoll der Wassersüchtigen auch die letzten Tage hingingen, so blieb sie doch von einer erstaunlichen, fast übermenschlichen Standhaftigkeit. Da das Wasser ihr das Herz immer ärger bedrängt, daß sie am Ersticken ist, fragt sie Störk röchelnd, ob dies nun die letzten Züge seien. Er erwidert: „Nein,“ und sie seufzt verzweifelt: „Mein Gott, wenn es noch nicht die letzten sind, wie schrecklich müssen sie dann sein!“ Der Beichtvater mahnt sie zu Geduld und Ergebung, und Maria Theresia ist schon wieder Herr über sich und den absterbenden Leib. „Ich wünsche um Euretwillen, daß es endlich vorüber sei. Ich bringe Euch ja um, ich sehe ja, wie ihr leidet!“ Qual und Erstickungsanfälle steigern sich, aber diese Frau, die sich niemals demütigen ließ, läßt sich auch vom Tod nicht bezwingen, will ihn aufrecht, sehenden Auges erwarten, wie ein Souverän den andern. In der vorletzten Nacht

möchte für einen Augenblick Schlaf den übermüdeten Körper umfangen, aber die Kaiserin sträubt sich gegen ihn mit aller Gewalt: „Wie kann ich schlafen, da ich jeden Augenblick zu meinem Richter gerufen werden kann? Ich darf nicht einschlafen, ich will vom Tod nicht überrascht werden, ich will ihn kommen sehen!"

Als die Morgenröte des 29. November über Wien heraufdämmert, weiß die Kaiserin, daß ihr keine andere mehr aufglühen wird. Der Einschlag von tapferer Männlichkeit, den sie in allen Gefahren ihres Lebens gezeigt hat, offenbart sich auch jetzt: sie will keine weinenden Weiber um sich sehen. Auf ihren Wunsch verlassen die drei Erzherzoginnen das Gemach, Joseph und Störk bleiben bei ihr. Sie hatte mit Störk verabredet, daß er vor dem unmittelbaren Ende fragen sollte, ob sie Limonade wolle, doch der ganze Tag ging hin voll Qual und Not, ohne daß Störk die erlösenden Worte sprach. Gegen acht Uhr abends tat er endlich die Frage. Die Kaiserin, die schon die ganze Zeit nicht mehr im Bett hatte bleiben können, erhob sich aus ihrem Fauteuil, schrie von Atemnot gehetzt: „Fenster auf, Fenster auf!", obgleich sie längst offen standen. Joseph stützte sie, fragte sie, da sie einige unsichere Bewegungen und Schritte zu machen versuchte, wohin sie getragen sein wollte. Sie wies mit dem Kopf nach dem offenen Fenster, durch das der Sternenhimmel hereinfunkelte. Joseph bettete sie auf eine Chaiselongue, bis zu der sie gelangt war. „Aber Eure Majestät liegen hier schlecht!" sagte der Sohn. „Gut genug zum Sterben," entgegnete die Mutter. Sie sah noch ein paar Augenblicke in

den Sternenhimmel hinein, flüſterte: „Zu dir! Ich komme, ich komme!“ Dann mit einem letzten, heldiſchen Aufſchwung zu Störk: „Zünd' Er die Sterbekerze an und drück' Er mir die Augen zu, der Kaiſer wird nicht die Kraft dazu haben!“

Wenige Minuten ſpäter ſtarb Maria Thereſia. Sie war nicht immer eine ſiegreiche Kriegerin, aber immer eine ſiegreiche Herrſcherin, ſiegreich durch einen majeſtätiſchen Willen, ein fortreißendes Temperament und eine glückhafte Natur.

Benutzte Werke:

v. Hormayr ... ... Österreichischer Plutarch
v. Hormayr ... ... Anemonen
v. Arneth ... ... Geschichte Maria Theresia's
Dr. E. Vehse ... ... Geschichte des österreichischen Hofs und Adels und der österreichischen Diplomatie
Prof. Dr. H. v. Zwiedinek-Südenhorst ... Maria Theresia
Dr. Otto Krack ... ... Briefe einer Kaiserin
I. de Saint-Amand ... Les beaux jours de Marie Antoinette
K. v. Heigel ... ... Neue Studien

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

MAR 13 1919

24Apr'58CS

IN STACKS

APR 10 1958

REC'D LD

MAY 8 1958

REC'D LD
22Feb'60MM
FEB 17 1980

REC'D LD

FEB 17 1980

50m-7,'16

280761 CT3200
F7
Frauenleben- - - v.15
Buchwald, C.A.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY